

Herausgeber:
B. St. Fjöllfross



Messenger National Prussien

Preußischer

Unabhängiges und liberales Blatt für Polemik im Kampf



seit 2003

Prussian Land Messenger

Landbote

gegen die Mikrobe der menschlichen Dummheit



Borussiam
et
veritatem
debere

Gazette für Politik, Kultur und Wirtschaft

ISSN 1613-8910

erscheint zu Brandenburg an der Havel

QVID AGIS PRVDENTER AGAS ET RESPICE FINEM

Bücher, Filmbesprechungen, Kultur

Volumen 03

(12.07.2005 - 19.09.2006)

*Der Preußische Landbote erscheint im B. St. Fjöllfross Verlag Brandenburg an der Havel
Willi-Sänger-Straße 52, D-14770 Brandenburg an der Havel, Preußen, Provinz Brandenburg,
e-Mail info@landbote.com, V.i.S.d.P. B. St. Fjöllfross
gesetzt in Garamond 9Pt,*

2. durchgesehene und überarbeitete Printauflage Juli 2011

Adam und Eva

Eine Komödie von Peter Hacks

Gegeben am Brandenburger Theater am 15. September 2006

Kotofeij K. Bajun

Aaah...! Moliere, Racine, Corneille am Brandenburger Theater?! Nein, Peter Hacks! Und es ist kein Zufall, daß der drei erstgenannten Herren Erwähnung getan wurde. Das Stück von Herrn Hacks hätte ihnen problemlos zur Ehre gereicht. Das war was! Wir applaudieren mit lachendem Gesicht, glücklichem Herzen und wir applaudieren immer noch.

Fünf junge Vollblutschauspieler von den Uckermärkischen Bühnen Schwedt gaben eine Komödie mit philosophischem Tiefgang zum Besten und ließen vor unseren Augen die Mysterien- und Fastnachtsspieltradition des abendländischen Mittelalters auferstehen. Fünf Rollen nur: Gottvater, die Erzengel Gabriel und Satanael und eben die Ureltern – Adam und Eva.

Es geht um den aus der Genesis hinlänglich bekannten Sündenfall. Es geht um alles. Es geht um die Philosophie, die die Welt zusammenhält. Es geht um leicht blödiige Loyalität und Widerspruch um des Widerspruchs Willen. Es geht um IHN, Gottvater, den in all seiner Allmacht Einsamen mit seinem kaum zu bändigenden Wunsch nach Abwechslung, Unterhaltung, nach einer gegenteiligen Meinung. Und – es geht um uns! Um das, was uns zum Göttlichen erhebt, um das, was uns vom Göttlichen entfernt.

Da schafft ER sie nun, die Kreaturen aus Lehm und Dreck und dem Hauch des Unendlichen, wie der selige Stefan Heym es in seinem „Ahasver“ so trefflich formulierte. Und dann zieht ER sich aus dem Tagesgeschäft zurück, um SICH SELBST durch die entstehende Eigendynamik und die Gewährung von etwas mehr Spielraum für's Chaos zu erfahren, die ersehnte Abwechslung zu genießen. Aber am Ende muß doch alles so kommen, wie ER es plante, lange, bevor das erste Atom Gestalt annahm durch SEINEN Willen.

Gabriel himmelt den Meister an, Satanael schnoddert wider ihn, wie es die ihm zugewiesene Rolle verlangt und alles dreht sich um die beiden Versuchskarnickel Adam und Eva. Eritis sicut deus, scientis bonum et malum - Ihr werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist. Gut aber sinnlos dahinleben – oder sich wie der Schöpfer selbst kreativ und schaffend mit dem Nichts abkämpfen, um ihm ein Etwas abzurufen – das ist hier die Frage.

Diese Frage wird von Frau Monika Radl als Eva, Herrn Peter-Benjamin Eichhorn als Adam, Herrn Wolfram Scheller als Gottvater, Herrn Stephan von Soden als Gabriel und last but absolutely not least Herrn Uwe Schmiedel als Satanel überzeugend beantwortet.

Die schauspielerische Leistung des kleinen Ensembles hätte Gründgens selbst Respekt abgenötigt. Ein hervorragender Teufel, ein brillant – deppeter Gabriel, ein intellektuell vor sich hinödender, köstlicher Lieber Gott und ein hinreißendes Urelternpaar. Wobei wir schon bei der Kostümierung wären. Durch drei Akte hinweg trugen die beiden Kronen eines jeden Stammbaums – nichts. Gewagt! Aber herrlich. Herrlich, nicht nur weil sie in dieser sparsamsten Kostümierung geradezu blickfesselnde Figur machten, herrlich vor allem, daß kein vermuckter Aufschrei „Eklat, Skandal“ mehr das Bühnengeschehen störte. Noch vor wenigen Jahren wäre die Republik darüber ins Wanken geraten. Es tut gut, freie Luft zu atmen. Und genau diese freie Luft haben uns Adam und Eva ja apfelfressend eingehandelt. Wir

bezahlen den Genuß mit dem Schrecken des Todes – aber was soll's! Heute rot, morgen erst tot, gaudeamus igitur, juvenus dum sumus! Der Liebe Gott kommt leger einher, mit herrlich verknalltem blauem Haar und weißem Sackleinen, ganz Lebemann, ganz Chef – jovial von einem eigentümlichen Humor beseelt, wie er eben nur einsamen Chefs beschieden ist, die meilenweit über den Dingen stehen und somit Opfer ihrer eigenen Attitüden werden. Gabriel, korrekt gekleidet, der perfekte Beamte, Erfüllungsgehilfe, der nie was versteht, in allem gefällig zu sein bemüht ist. Satanael – ach, ein Augenschmaus! Ja, so muß er aussehen der Herr der Finsternis, der Hans Leuchenträger, der Verführer, der ewig und alles verneinende Schlingel der. Begeistert. Die Schlange, besser ging's nicht – ach, das macht Freude.

Wir bewundern das herrliche Grimassieren dieser jungen Leute, dieses prononcierte Schauspiel, diese leicht übertriebene Mimik und Gestik, diese Deklamation, das zeitweise Gebrüll voller ungekünstelter Leidenschaft – und wir fühlen uns – im Theater. „Wo denn sonst“, werden Sie sagen. Nee, das richtige Theater, das, in dem Tucholsky an Pallenberg Gefallen fand, das können Sie heutzutage mit der Lupe suchen. Genau in solch einem Theater aber durften wir heute sitzen. Schauspiel, Komödiantentum, gewichtiger Inhalt, gravierende Botschaft unter lachender Maske – das ist Theater nach unserem Herzen.

Die Bühne knapp und sparsam in rot und grün gehalten, lenkte den Weg ohne Possen und Flausen auf die Figuren und die Handlung. Wir hatten nicht das Gefühl, daß irgend etwas gefehlt hätte. Die einzig störende Komponente war das hintergründige Gejaule von der Dezenniumsfeier des Stadtkanals Brandenburg im Theaterpark. Nein, hier ist nicht der Graben gemeint, der seit Jahrhunderten leise und nur von etwas Froschgequacke und Entengeschnatter illuminiert den Zug der Stadtmauer begleitet, hier geht es um den SKB, den örtlichen Fernsehsender. Daß die Mimen gegen diese nervende Geräuschkulisse so tadellos und wacker anspielten, sei ihnen als besondere Qualität attestiert. Regie und Dramaturgie, vertreten durch Herrn Udo Schneider und Frau Sandra Pagel haben das Hacks'sche Stück schön übersetzt – wie gesagt, wir klatschen noch immer.

Adventsmusik in der katholischen Kirche „Heilige Familie“ zu Lehnin in der Mark

K. K. Bajun

Es gibt Ereignisse, über die zu berichten Freude macht. Pure Freude. Denn sie lassen das Geschehen während der Niederschrift noch einmal Revue passieren. Einer dieser wahrhaft glücklichen Momente wurde uns am Vierten Advent des Jahres 2005 in einem winzigen Kirchraum der katholischen Gemeinde zu Lehnin in der Mark geboten. Der Brandenburger Freunden alter Musik bestens bekannte Kirchenmusiker und Organist Johannes Pensler lud zu einer vorweihnachtlichen Soiree ein, die selbst verwöhnte Erwartungen der etwa fünfzig Zuhörer übertroffen haben dürfte. Gemeinsam mit der bezaubernden Vokalistin Frau Anita Carla Wolf und der Studentin Frau Christina Mitrenga, die ihre Violine erklingen ließ, wurde ein Repertoire geboten, welches Werke von Telemann, dem Meister J.S.Bach, Schemmelis, Dancian-Philidor, Philips, Lahusen und dem Interpreten Herrn Pensler selbst umfaßte.

Herrn Penslers Spiel war gewohnt virtuos, der volle und absolut professionelle Sopran von Frau Wolf ein Fest für die Ohren, das Violinspiel der Frau Mitrenga jede Sekunde des langen Schlußapplauses wert. Einzig bedauerlich erschien uns der Umstand, daß die Ausrichtung des Kirchengestühls die

meisten Zuhörer verhinderte, den Musikern beim Singen und Spielen ihrer Instrumente zuzusehen. Das mochte sicherlich der Konzentration auf die dargebotenen Stücke förderlich sein – ein Menuett entfaltet sich doch aber auch erst dann zu voller Blüte, wenn sich seine Schönheit in den Bewegungen des Tanzes spiegelt. Wir hatten das große Glück, genau dieses Vergnügens teilhaftig zu werden. Wir sahen die Finger und Füße des Organisten das Instrument mit großer Kunst traktieren, wir sahen die Finger Frau Mitrengas über den Steg ihrer Violine tanzen, wir erlebten auf kurze Distanz, wie sich ein mächtiger, ein unverbildeter, klarer und reiner Sopran entwickelte, um uns bis in die Seele hinein zu berühren.

Mag die Akustik des kleinen Kirchenraums der Kunst der Darbietenden nicht gerecht sein – die Atmosphäre, die von diesen drei Vollblutmusikern geschaffen ward, machte alles wieder wett! Von einem Entreebillet für die Nationaloper würden wir uns mit einem Lächeln trennen im Tausche gegen diese ungekünstelte Lebendigkeit, deren Wärme allein imstande war, die winterliche Kälte vergessen zu machen.

Denn, sehen Sie, es muß doch eine große Freude in Einem sein, der mit der Welt der Noten vertraut ist. Und wenn dieser dann auf Menschen trifft, die seine Kunst und Liebe zu Frau Musica teilen, so scheint allemal ein Stück des Verlorenen Paradieses zurückerobert.

Was die Zuhörer dieser musikalischen Aufführung zu Lehnin geboten bekamen, hielt in Punkto Souveränität und Brillanz mühelos, wie schon eingangs betont, jeden Vergleich mit einer jener überzahlten und oft auch überschätzten Aufführungen eines großen Hauses aus. Das besonders Schöne an diesem intimen Rahmen aber ist, daß die Leute hierherkommen, um wirklich zu hören; nicht, um sich durch ihre Anwesenheit selbst zu feiern. Die ungekünstelte Dankbarkeit manifestierte sich in dem warmherzigen und andauernden Beifall.

Diesem Beifall wollen wir uns anschließen und bedanken uns bei den Künstlern für ein zu Herzen gehendes Weihnachtsgeschenk der ganz besondern Art. Es wäre uns ein Plaisier und eine Ehre, noch über möglichst viele solcher Veranstaltungen dieser Güte und Qualität berichten zu dürfen. Die beiden Damen Wolf und Mitrenga, sowie Herrn Pensler dürfen wir unterdessen unserer aufrichtigen Verehrung versichern.

Beethovens Neunte im Brandenburger Paulikloster

ein hervorragendes Kulturereignis für die Chur- und Hauptstadt

B. St. Fjöllfross

Den 13. August 2006 wurde im Brandenburger Paulikloster Beethovens Neunte gegeben... Wissen Sie was? Nehmen Sie den Satz, knüllen Sie ihn zusammen und werfen Sie ihn in den Papierkorb! Er taugt nichts.

Herr Bajun klopft mir seine Pfeife schmauchend auf die Schulter. Ich weiß, was das bedeutet: Du hast Beethoven gehört, in diesen Mauern, nun mach was draus! Schreib einen Artikel, der dem Maestro Beethoven, den Künstlern, den Mauern gerecht wird. Ja, dann wollen wir mal. Sehen Sie, warum kann man dieses Konzert nicht mit einer gewöhnlichen Kritik bedenken? Warum nicht schreiben wie jede Allerweltsgazette: Der Violinist Meier hat den Bogen etwas zu akzentuiert gestrichen, der Chor hätte etwas

voluminöser auftreten können, des Dirigenten Interpretation war ... Das ist alles Nonsens! Denn hier ist weitaus mehr geschehen. Eine Botschaft wurde übermittelt an einem besonderen Orte. Und die Herolde haben ganze Arbeit geleistet. Damit Sie das verstehen, will ich Sie in das Jahr 1945 entführen. Die letzten Kriegstage in Brandenburg: ein paar hochrangige Nazis sind sich ihrer Verbrechen wohl bewußt und befehlen, um ihre Haut zu retten, erbitterten Widerstand bis zur letzten Patrone. Die heranrückende Rote Armee kann nicht mehr und will nicht mehr und ist des Zuviels an Leid und Elend müde und heizt aus allen Kanonenrohren in das Zentrum der alten Chur- und Hauptstadt. Was in ihrem Wege ist, kann nicht mehr bestehen. Das alte Dominikanerkloster St. Pauli bricht im Granatenhagel zusammen. Was Generationen fleißiger Menschen schufen, geht in Trümmern unter.

Ein Vierteljahrhundert später: Vor den geschändeten Mauern der Klosterkirche macht ein kleiner, sechsjähriger Junge auf seinem 24er Mifa die ersten Fahrradversuche. Immer, wenn er glaubt, er kann ein Weniges an Konzentration entbehren, schweifen seine Blicke zu der Ruine, die er liebt, die er trotz strengen Verbotes immer und immer wieder besucht. Durch ein Loch in der Mauer krabbelt er in sie hinein, legt sich ins hohle Kirchenschiff und sieht den Wolken zu, die über die des Daches beraubten Säulen dahintreiben. Er durchstromert die verlassen Gewölbe des Kreuzganges, klettert in den Turm, besieht den Friedgarten und fragt sich, welche Gewalt vonnöten ist, einem so mächtigen Bau so übel mitzuspielen.

Heute, noch einmal dreißig Jahre später, weiß er es: Das ist die zerstörerische Gewalt der menschlichen Dummheit, der grenzenlosen Bosheit, die einst sein Volk zu bis dahin nicht gekannten Untaten trieb. Mit Verachtung sahen seither die Nationen der Welt auf alles, was deutsch war. Auf alles? Nein! Es gab Menschen, die den Deutschen einst einen anderen Namen schufen: „Volk der Dichter und Denker“ nannte man sie. Goethe, Bach, Schiller, Beethoven. Deren Werke ließ in den Herzen der kultivierten Menschen Sehnsucht sprießen. Sehnsucht nach einer Kulturnation und ihren Werten.

Immer und immer wieder hatte sich der kleine Junge von damals gewünscht, diese Gemäuer, an denen er hing, noch einmal so zu sehen, wie er sie von alten Photographien her kannte. Zur Jahrtausendwende dann erfüllte sich sein Wunsch – wiederum fleißige und bis ins Herz engagierte Menschen ließen das Kloster nicht verkommen, sicherten es, bauten es Stein um Stein wieder auf. Und dann kam jener 13. August 2006, von dem zu berichten ich heute das große Vergnügen habe.

In der ersten Reihe durfte der kleine Junge von damals sitzen, diesmal das Kirchenschiff mit geschätzten 500 Besuchern teilen und einer Botschaft lauschen, die von Herrn Beethoven kam, jenem deutschen Giganten, der das so andere, so freundliche, so schöne Bild von Deutschland schuf. Beethoven – was für ein Name, was für ein Riese! Ungestüme, temperamentvolle Natur, alle verspießerten, irrealen Konventionen hinwegbrausend wie ein junger Bergbach nach dem Frühlingsregen. Diese unsterblichen Töne, diese gewaltige Musik!

Herr Generalmusikdirektor Michael Helmraht ließ sein Orchester zu wahrer Hochform auflaufen. Wie er dirigierte, wie er sich gefangen nehmen ließ von dieser Musik! Wie er dahinschmolz unter den zarten Tönen, wie er die wuchtigen Akkorde einforderte! Seine Brandenburger Symphoniker wurden zu seinem Instrument, zu seiner Stradivari. Bei einem Dirigenten heißt es nur, hat er das Stück verinnerlicht oder hat er nicht? Herr Helmraht hat! Herr Helmraht brauchte keine Partitur, jede einzelne Note floß aus seinen Armen heraus und das Orchester spielte sie mit derselben Leidenschaft. Nun, werden Sie sagen, ist die Neunte nicht die mit dem

berühmten „Freude, schöner Götterfunken...“? Sie ist's. Und gesungen hat das der Berliner Oratorien-Chor unter Leitung von Herrn Gerd Sell. Frau Weiss, Frau Pleß, Herr Willershäuser und Herr Hagen führten mit ihren Stimmen – und die konnten dem Stück das Wasser reichen! Alle Wetter! Immer und immer wieder blieben des kleinen Jungen von damals Augen an den Mauern des einst so gequälten Bauwerkes haften, welche der Musik eine so beeindruckende Resonanz verliehen.

Das war die Botschaft der Neunten Herrn Beethovens: Der Triumph des menschlichen Genius über die menschliche Bosheit! Der Sieg der Harmonie unsterblicher Musik über die Disharmonien heulender Granateneinschläge! Diese Töne waren eine heilende Salbe auf den schwer verwundeten Steinen. Sie waren eine Salbe auf unseren verwundeten Seelen.

Ein minutenlanger Applaus – und doch noch zu wenig für unser Empfinden – bedankte sich bei dem Dirigenten und seinem Orchester, bei Frau Christina Gerholz und dem Chor, dem sie ihre wunderschöne Stimme gab, beim Brandenburger Theater, das diesen großen Vortrag organisierte, bei der Überlegenheit des menschlichen Genius.

Eigentlich war der kleine Junge mit seinem 24er Mifa wieder ganz allein in dem vollbesetzten Kirchenschiff. Sein Traum wurde wahr. Er verstand den letzten Satz der Botschaft, der an diesem einen, bestimmten, besonderen Orte fühlbare Gestalt angenommen hatte und der sich gleichsam an seine Heimatstadt richtete: Mit dieser ungestümen Kraft, mit diesem Willen, mit dieser wahren Menschlichkeit gelingt es, dem Schatten des Vergangenen zu trotzen, Wunden zu heilen und untergegangenem Geglauhtes zu neuem, schönerem Leben zu erwecken.

„Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium – Wir betreten feuertrunken, Himmlische, Dein Heiligtum!“ Dein Heiligtum, Himmlische, war am 13. August 2006 ein vor sechzig Jahren schwer mißhandeltes Dominikanerkloster an den Ufern der Havel – gute Menschen haben es Dir geweiht. Dort nun halte Einzug, dort nun sei zu Hause!

Beim Häuten der Zwiebel

Ein autobiographischer Abriss von Herrn Günter Grass

K. K. Bajun

Die Sonne geht auf über dem Berliner Tiergarten. Ich sitze auf „meiner“ Parkbank, der Goldelse gegenüber und paffe eine Zigarre. In meinem Kopf entsteht die Partitur einer Buchbesprechung, die das Werk „Beim Häuten der Zwiebel“ beleuchten will.

Es ist merkwürdig: Nicht so sehr der Inhalt der letzten dreißig Seiten, die ich für gewöhnlich während der allmorgentlichen Zugfahrt in die Hauptstadt schaffe, bewegen meine Gedanken. Das kommt später. Mehr noch kämpfe ich mit einem Gefühl der Wut Leuten gegenüber, die sich diesem Gewaltigen der deutschen Gegenwartsliteratur gegenüber mit böartigem und verheucheltem Gekläff profilieren, die Gunst der Stunde nutzend den eigenen Namen auf die Bühne des Tagesgeschehens emporheben wollen. Denn hier sehen wir einen, der wahrhaftig ist und den die Schuld nur halb so drücken sollte, wie die Mehrzahl seiner Kritiker, Herrn Reich-Ranicki wohlweislich ausgenommen. Hier sehen wir einen Mann einen Kniefall tun, wie einst Herr Brandt in Wahrschau. Das Getöse durch die deutschen Gaue ist ein Echo des Aufschreis von damals.

Dabei steht gar nicht so sehr die Frage zur Debatte, ob Herr Grass ein solches Volk zur Leserschaft meritert, vielmehr steht knallhart im Raume, ob sich das deutsche Volk einen wie diesen Danziger Nobelpreisträger verdient habe, einen Erzähler vom Formate Hamsuns, einen wie Laxness. Zu guter Letzt einen, der wie Erich Loest und unser Vater Tucholsky den Schild des ehrlichen Umgangs mit unseren Fehlern und Verbrechen hoch hält und Farbe bekennt.

Beim „Häuten der Zwiebel“ ist Zeile für Zeile ein ehrliches Werk, eine Autobiographie der besonderen Art, schonungslos vor allem im Umgang mit der eigenen Person, milde gegen die, denen keine üblen Taten nachzusagen sind und die trotzdem in das Räderwerk der ungeheuerlichsten Verbrechen gerieten, die je Menschen wider Menschen eronnen haben.

Beeindruckend die klare, die Grass'sche Sprache, die das Kunstwerk fertigbringt, ihre Klarheit noch immer zu behalten, selbst wenn sie aus endlosen Sätzen, geteilt von ungezählten Kommata hervorleuchtet. Beeindruckend der Stil: Nicht Dogmen, Thesen, Aussagen werden zum Besten gegeben, dem Leser gleichsam aufgedrängt. Die Fragezeichen in Regimentsstärke machen die Schlagkraft des Buches aus.

Diese Fragezeichen sind beileibe keine Zeichen von Schwäche: „Ich weiß nicht recht, könnte so oder so gewesen sein, wollen uns da mal nicht festlegen...“ Es sind genau diese Fragen, die das Fundament dieses Buches bilden; die vorsichtige Skepsis, die weise genug auch der eigenen Erinnerung mißtraut.

Wehmütig stimmt, daß uns „Beim Häuten der Zwiebel“ als Schwanengesang entgegentritt. Ist es die Generalabrechnung mit dem Leben des Schriftstellers Günter Grass? Will er nun nichts mehr sagen, schreiben? Der synoptische Ansatz, der auf so viele seiner früheren Bücher Bezug nimmt, läßt diesen Verdacht nahe liegen. Aber ist nicht auch alles gesagt?

Um weiterzusprechen, muß man innehalten und auf die Wirkung des Gesagten merken. Hat's was gebracht? Das ist die zweite Frage, die mir, auf meiner Bank sitzend bei morgendlich aufgehender Sonne durch den Kopf geht. Welche Spuren haben die Werke des Herrn Grass in mir hinterlassen? Wie hat das Erlesene auf mein alltägliches Verhalten Einfluß genommen? Bei den Herrn Laxness, Heym, Loest und Tucholsky ist die Frage schnell beantwortet. An dieser Stelle reicht ein knappes „immens“. Bei Herrn Grass jedoch liegt die Sache vielschichtiger. Wie lauscht man ihm, seiner Botschaft? Wie gleicht man sie ab mit dem eigenen Erlebten? Wie baut man sie ein, ins eigene Leben, die eigenen Vorstellungen?

Ich scheue mich, zu seinen Vorträgen zu fahren. Bin ihm einmal begegnet, in seinem Lübecker Haus. Da hat er eine Ausstellung eröffnet. Neben mir die Kollegen des NDR, die dem Altmeister einige belanglose Fragen stellten, pflichtschuldig, dienstverpflichtet – ein Drei-Minuten-Beitrag im Vorabendprogramm. Meine Fragen werden noch belangloser gewesen sein. Dabei stellte sich heraus, daß seine Gegenwart beinahe wichtiger war als seine Aussage. Da lag etwas im Argen. Erst „Beim Häuten der Zwiebel“ rückte diese Schiefelage wieder gerade. Lesend zuhören und selber in christlicher Demut erst einmal fünf Minuten das Maul halten und nachdenken! Nachdenken! Nachdenken!

Kommt das Buch zu spät? Wirklich? Was wäre denn gewesen, wenn es früher erschienen wäre, zu Adenauers und Globkes und Filbingers unseligen Angedenkens Zeiten oder selbst noch in den Siebzigern, oder gar in den „fun“ – verwöhnten Achtzigern? Die Glocke hätte auf freiem Felde angeschlagen

ohne den Resonanzraum eines Glockenturmes, die Zahl der zu brauchbarer Reflektion fähigen Leser wäre um ein Vielfaches kleiner gewesen – weil – selbst zu den Betroffenen zählend – nur Wenige zu dieser Art des Umgangs mit den eigenen Schatten, den eigenen Wunden in der Lage sind. Ein Wort noch in diesem Zusammenhang zu unserer geliebten Stadt Danzig: Vom sinnlosen Mord an Bürgermeister Conrad Letzkau durch unsere Ritter vom Deutschen Orden im Jahre 1411 bis zu dem aberwitzigen Gegröle Gauleiter Forsters hin dachte ich immer, die Dummheit zwischen Goldenem- und Krantor spräche deutsch.

Seit einige der Stadtoberen nun auf eine Rückgabe der Ehrenbürgerschaft des Langfuhrer „Ginterchens“ drängen, weiß ich, daß das allmächtige und krummbuckelige Mütterchen Dummheit nun auch die polnische Zunge beherrscht. Schade drum. Wo sind die Ferbers geblieben und die Uphagens und ihr kühler hanseatischer Geist? Polen, Polen, Ihr vergebte euch was! Mit solchen Dummheiten tut Ihr Euch keinen europäischen Gefallen. Ginterchen hat unglaublich viel für Euch getan und für die Aussöhnung und für das gegenseitige Verständnis. In seiner Liga spielt bestenfalls die selige Gräfin Dönhoff noch eine gewichtige Rolle – und das alles tat er, nachdem er den Rock mit der Doppelrunne in die Ecke gefeuert hatte.

Es gibt derer viele, die diesen Rock nie ganz ausgezogen haben – gegen diese ist der Deutsch-Kaschube Grass einer Eurer wichtigsten Verbündeten. Und den wollt ihr der Heimat ein zweites Mal entreißen? Ihr heillosen Narren! Über die geforderte Rückgabe des Nobelpreises sei an dieser Stelle kein Wort verloren – so tief kann sich auch der Landbote nicht bücken, um mit solch jammervollen Zwergen zu ringen.

Das Buch „Beim Häuten der Zwiebel“ aber – das sei dringlichst denen ans Herz gelegt, die deutsche Sprache und Kultur noch aller Ehren wert halten, die Manns genug sind, sich selbst ins Gesicht zu sehen und die gerne einen Teil ihrer Lebenszeit an die Beschäftigung mit hochkarätiger Literatur vergeben möchten. Es wird ihnen guter Lohn zuteil – dafür steht der Landbote ein. Den traurigen Rest aber wollen wir getrost und wie immer an den Herrn Konsalik und die amerikanischen Dutzendschreiber empfehlen. Denn wer das Werk nur ersteht, um darin nach einem Skandal zu wühlen, der wird nichts anderes finden als seine eigene Enttäuschung.

Unseren Lesern aber, denen die Empfehlung des jüngsten Buches aus der Hand des großen Alten von der Trave wärmstens dediziert sei, mögen die 480 Seiten einen ebensogroßen Gewinn bringen, wie dem Rezensenten. Ja – es hat mich ein gutes Stück weitergebracht. Danke, Herr Grass!

Brandenburg an der Havel in alten Ansichten

Band 2

Heike Köhler und Katharina Kreschel

K. K. Bajun

Vielleicht ist es Lokalpatriotismus, vielleicht die pure Liebe zu unserer Heimatstadt Brandenburg an der Havel, der uns den seit Jüngstem erschienen Zweiten Band der Brandenburger Stadtansichten begeistert begrüßen läßt. Die Brandenburger Autorinnen Frau Köhler und Frau Kreschel trugen alte Photographien der Chur- und Hauptstadt der Mark zusammen, versahen sie mit erläuternden Texten und – heraus kam ein kleiner Bildband von einer Qualität, die einem Brandenburger zwangsläufig

ans Herz greift. Es ist ein kleines Photoalbum, das die Stadt Brandenburg einmal nicht von ihren Postkarten- und Schokoladenansichten zeigt. Hier werden uns Momentaufnahmen eines lebendigen Organismus namens Brandenburg geboten, denn eine Stadt ist ein organisches Gebilde. Es sind gerade die kleinen, die versteckten Aufnahmen der kleinen und der versteckten Winkel, die uns bis in die Seele hinein berühren. Menschen eilen vorüber. Menschen, die unsere Voreltern waren, deren hohes Alter wir im günstigsten Falle teilen durften – wir sehen sie in ihrer Jugend, frische Gesichter, stramme Waden – sie haben die Stadt, die wir Zeit unseres Lebens als die Unsrige betrachteten, bewohnt, belebt, gebaut und umgestaltet.

Von diesen Menschen gehen unsere Blicke zu den Häusern, vor denen sie stehen, aus denen sie durch die Linse des Photographen zu uns herüberschauen – zu uns, ihren Enkeln! Wir sehen also „ihre“ Stadt, unser Erbe – und wir sehen abseits jeder kunstvoll gestalteten PR-Werbeaufnahmen, was wir aus unserem Erbteil gemacht haben.

Eine Stadt ist ein lebendiger Organismus! Das ist die tiefste Aussage des kleinen Bildbandes der beiden engagierten Brandenburger Damen. Es ist die Aussage eines durch seine beredten Bilder sprechenden Büchleins.

Wir sehen im Durchblättern dieses Werkes keine Aufforderung zur Nostalgie. Wir sehen in ihm eine Einladung zur Nachdenklichkeit. Wir sehen die alte Fassade des einstigen Hotels Zum Bären in der Brandenburger Steinstraße. Und wir kennen den heutigen erbärmlichen Zustand des Gebäudes. Wir sehen das Bild des Hauses Schützenstraße 1 am „Bermudadreieck“ und wir kämpfen mit den Tränen. Der „Empfangssalon“ unserer Heimatstadt, der Bahnhofsvorplatz ...

Aber wir wollen nicht ungerecht sein. All die schönen Gebäude und Fassaden wurden in der „zweiten Reihe“ schon kleiner und anspruchsloser. Und wenn man dann die „billigen Plätze“ betrachtet, die Wollenweberstraße beispielsweise, da ducken sich Häuschen und Menschen schon verschämt an die Stadtmauer.

Nein, wo Licht ist, da ist auch immer Schatten; aber: Wo Schatten ist, da muß es auch irgendwo helle sein! Apropos – Licht und Schatten, Spiel des Lichtes in den regennassen Katzenköpfen der abendlichen Steinstraße – Spiel und Freude selbst der armen Stadtbewohner in der alten „Katzenbatterie“ anlässlich der Tausendjahrfeier – die Photographien müssen von sowohl kundiger als auch liebevoller Hand ausgewählt worden sein.

Sehr deutlich aber wird beim Studium der alten Ablichtungen, daß unser Brandenburg einst ein prosperierender Wirtschaftsstandort war. In jedem Hinterhof wurde emsig geschaffen und produziert. Manche Unternehmen schafften es gar bis an die Weltspitze. Auch das ist ein Faktor, der einem Gemeinwesen Leben einhaucht. Ausschließlich bewohnen – das geht nicht! Insofern beinhalten die alten Bilder einen durchaus ernstzunehmenden Hinweis auf unsere Gegenwart und die Gestaltung unserer Zukunft.

Was wir uns für ein Büchlein dieses Formates noch gewünscht hätten? Kleine Skizzen in den textfreien Räumen, die dem Ortsunkundigen und den Jüngeren, welche mit der Stadtgeschichte so vertraut nicht sind, die Orientierung erleichtern würden: Kleines Kreuz, wo der Photograph einst stand, einen eingezeichneten Winkel, der Richtung und Breite der Aufnahme andeutet. Auch das Register, obschon doppelt angelegt, könnte um einige Stichworte ergänzt werden. Wir gestatten uns, diese Anregung an die verehrten Frauen Autorinnen für die dem Büchlein herzlich zu wünschenden Neuauflagen weiterzugeben.

Den an ihrer Stadt hängenden Brandenburgern und ihren Gästen aber empfehlen wir, den Erwerb dieses Kleinodes nicht zögerlich anzugehen. Wie wir hörten, ist der Erste Band bereits vergriffen.

Den Zweiten erhält man zum Preis von € 17,50 in jedem gut sortierten Brandenburger Buchladen und im Entree des Brandenburger Stadtmuseums, dessen Vizechefin die Frau Autorin Köhler ist. Er ist 2005 erschienen unter der ISBN 90 288 6754-6 beim Verlag Europäische Bibliothek in Zaltbommel/Niederlande.

Brandenburger Landesgartenschau 2006 in Rathenow

Jules-Francois Savinien Lemarcou

Vom 22. April bis zum 15. Oktober findet in Rathenow die 2006er Brandenburgische Landesgartenschau statt und am ersten Mai hatte sie der Landbote in Augenschein genommen. Duft und Farben aus Rathenow! Das ist mal etwas Neues. Wir haben uns riesig gefreut.

Umgegraben wurde die geschundene Stadt der Optik schon des Öfteren. 1675 leisteten jene, allerdings wenig gärtnerische Arbeit die Schweden, die einst als Befreier von den katholisch-kaiserlichen Horden zu uns kamen und dann hierzulande mit derselben grausamen Force das Land zu devastieren begannen, wie einst ihre Kontrahenten.

Im August 1944 legte Bomber-Harris unseligen Angedenkens noch eins drauf und machte die Stadt der Optik beinahe dem Erdboden gleich. Das Elend war unbeschreiblich. Alles, was noch leuchtete, waren die Bombenbrände. Der Rest war Finsternis und Trostlosigkeit.

Die Kommunisten, die das zerbombte Erbe antraten, waren arme Teufel. Aber sie wollten den Leuten endlich lebenswerten Wohnraum schaffen, bezahlbar im Bau und – da sie zunächst von der Gleichheit aller Menschen ausgingen – auch uniform im Aussehen. So entstand in den Fünfzigern und Sechzigern eine öde und triste, gestalt- und gesichtslose Stadt. Alles war ein einheitliches, häßliches Grau-in-Grau. Kein Blickfang, kein Ort zum Wohlfühlen, kein attraktives Plätzchen, das zum Verweilen eingeladen hätte.

Um so begrüßenswerter ist die Entscheidung, Rathenow den Zuschlag für die Ausrichtung der diesjährigen Landesgartenschau zu geben. Farbe zog ein in die im wahrsten Sinne des Wortes schwer gezeichnete Havelstadt. Beidseits des Schwedendamms erstreckt sich das Hauptgelände der Gartenschau und bezieht auch die wuchtigen, ehemaligen Mühlen am Westufer der Havel mit ein. Das Konzept überzeugt.

Auf drei Areale verteilt präsentiert sich die Ausstellung. Sie verteilt sich auf das Gelände am Schwedendamm vor dem Haveltore, die Altstadt und den Weinberg. Das ist alles einfach zu finden, denn jedes Teilstück wird durch ein alles überragendes Gebäude markiert. Die Mühlen tun diesen Dienst für die Hauptausstellungsfläche am Schwedendamm, auf der Ausfallstraße nach Stendal (B188). Der himmelstürmende Turm der St. Marien-Andreas Kirche markiert die Altstadt und der Bismarckturm die Weinberge. Immer wieder knüpfen die Gestalter an Rathenows einzigartige Optiktradition an. Blumen, Farben, Sichtachsen, Optik – die Line ist gut angedacht – exzellent! Den Besuchern wird erklärt, warum und auf welche Weise sie

überhaupt Farben wahrnehmen. Andere Elemente, wie an Fernrohre gemahnende Tuben mit optischen Linsen, Geräuschinstallationen und eine überdimensionierte „Weltzeituhr“ in Form verschlungener Brücken über den zentralen Teich sind ja ganz hübsch, aber bei weitem nicht verständlich. Gerade zu letztgenannter Uhr haben wir eine Erklärung zur Funktion schmerzlich vermisst.

Eines jedoch hat uns zu wahrer Begeisterung hingerissen: die musikalische Begleitung der Gartenschau! Wir erlebten Wayne Martin live, den Bluessänger aus New Orleans, der schon so lange in Berlin lebt und mit seinen Second Liners auftritt – Kinders – det war wunderbar!

Die Stimme, der Klang – viele haben zwar nicht gelauscht, aber die paar wenigen – die applaudierten von Herzen. Begleitet haben ihn Koryphäen wie Thomas Keller an einem dahinschmelzenden Saxophon, Günther Karer am Schlagzeug, Erhard

„Ernie“ Schmiedel – auch die „schnellsten Finger von Berlin“ genannt, am Keyboard und Hans Hoffmann, der den Baß zum Brummen brachte. Letzterer hatte schon mit Iggy Pop und Tangerine Dream, den Jungs um Edgar Froese, die Säle zum Kochen gebracht. Es waren derer einige, die meinten, die € 11,- Entree wären allein für diese Performance genugsam gerechtfertigt gewesen – Gartenschau hin oder her.

Eine überdimensionale, hübsch verkleidete „Maus“ drehte ihre zierlichen Pirouetten – warum sind die Deutschen nur so ein stieseliges Volk! Mit der hätten sie tanzen können. Aber der deutsche Gartenzwerg fängt eben nur im Musikantenstadl und beim Kölner Karneval das Schunkeln an.

Schade isst! Doch, wir kommen wieder. Wenn die Jahreszeiten neue Blumen zum Blühen bringen. Und wenn die Blumen verblüht sind und die Gartenschau vorbei – dann kommen wir auch wieder – denn die arme Stadt Rathenow ist um einen strahlenden, bunten Lichtpunkt reicher geworden. Wenn wir von Stendal kommen, oder von Tangermünde, dann werden wir in Rathenow eine kleine Pause machen, hinten auf dem Schwedenwall und an der Mühlen gegenüber vom Haveltor, denn jetzt verlohnt die Rast.

Schön isst!

Caro mio ben

eine Gedenklesung zu Heinrich Heines 150. Todestag

im Brandenburger Theater

J. F. -S. Lemarcou

Wenn wir den Dr. Tucholsky als unseren Geistigen Vater ehren, dann ist es nur recht und billig, die Ahnenreihe zum Dr. Heine zu verlängern. Er wäre dann quasi unser Geistiger Großvater, wenn ich mal so vermessen sein darf.

Viel verbindet ihn mit dem einstigen Frontmann der Weltbühne: Das Studium und der Doktor der Jurisprudenz, die zeitweilige Arbeit in einem Bankhause, darin aber nicht alt geworden, die Herkunft aus dem bildungsbürgerlichen Judentume, die enthusiastische Liebe zu Paris und der lange Aufenthalt in der französischen Hauptstadt und – natürlich – die himmlische Virtuosität des Umgangs mit der deutschen Sprache. Das

politische Engagement, die messerscharfe und vorschlagammerschwere Polemik gegen alle die Dummdieberten – man möchte meinen, Tucholsky sei ein leiblicher Sohn des großen Dichters von Düsseldorf gewesen. Selbst die Nazis begriffen trotz ihrer attestierten Dummheit diese Verbindung und ließen beider Autoren Werke auf einem gemeinsamen Scheiterhaufen in Flammen aufgehen.

Aber nicht alle. Die gehaßten Schriften überlebten das Imperium Stultitiae und so konnte das Brandenburger Theater am 12. Februar 2006 zu einer Heinrich-Heine Lesung einladen, die es unter die Überschrift „Caro mio ben“ stellte. Am 17. Februar 2006 jährt sich nämlich zum hundertundfünfzigsten Male der Tag, an dem Heinrich Heine diese Welt verlassen mußte. Wir hätten uns lieber zu seinem Geburtstage versammelt. Aber der Anlaß steht nicht in unserem Belieben – und da es um einen unserer Granden geht, ist das Dabeisein obligat!

Was die Brandenburger Theaterleute arrangierten, verdient unseren Beifall. Herr Hans-Jochen Röhrig als Leiter des kleinen Ensembles und Vorleser brachte Auszüge aus Heines „Italienreise“ zum Vortrag, die von Frau Ute Beckert (Sopran) und Frau Inge Lindner (Piano forte) begleitet wurden. Herr Röhrig las gekonnt, prononciert – so recht den Heine'schen Schalk treffend, dessen ungeteilte Herrschaft über Worte und Stil doch hinter jedem Komma hervorlugt.

Frau Beckert – ja, wie soll man sagen...? Spazieren Sie doch mal an einem milden Frühlingsabend über eine vollmondbeschienene Waldlichtung. Wenn dort eine wunderschöne, zarte, blonde Dame in den lieblichsten Bewegungen dahinschwebt, dabei einen klaren, einen glockenhellen Sopran ertönen läßt, dann sind Sie entweder der Feenkönigin Titania oder eben Frau Beckert begegnet. Verhalten Sie sich still und lauschen Sie mit Inbrunst – denn so etwas hören Sie nicht alle Tage.

Frau Lindner begleitete diesen Gesang auf das Angenehmste. Was die beiden Damen musizierten, waren kleine Stücke italienischer Meister des 18. Jh. Alessandro Scarlatti, Pergolesi, Paisiello waren die berühmtesten Vertreter. Doch auch unser Gigant Händel steuerte sein Scherflein bei: mit der weltberühmten Arie „Lascia ch'io pianga“. Frau Beckert, Sie traten mit einem Stück Händels an, das schon Farinelli gesungen haben soll und ich denke, Sie haben sich stolz behauptet. Hut ab!

Sehr gefallen hat auch die Kulisse, vor welcher die beiden charmanten Damen und der Herr Röhrig auftraten: eine breite Glasfront öffnete hinter den Vortragenden den Blick auf die still unter blauem Winterhimmel liegende Grabenpromenade, das rötliche Band der neustädtischen Stadtmauer mit dem dahinter sich befindenden Häuserzug. Überkränzt wurde der Anblick vom mächtigen Turm St. Katharinen, dessen Senkrechte vermittels eines in seiner Sichtachse arrangierten Blumengestecks den Blick auf die drei Künstler zurückführte. Alle Wetter!

Das ist das Prinzip der offenen japanischen Gärten: Kulisse und Aufführung verschmelzen zu einer Einheit. Ruhig verharren die mächtigen Bäume der Parkanlage, als lauschten auch sie Worten, Gesang und Klavierspiel. Leider bot das große Foyer nicht vielen Leuten Platz. Etwa vierzig Besucher konnten sich der Darbietung erfreuen. Das Programm wurde durch diesen Umstand sicher um eine exklusive Note und eine fast privat zu nennende Atmosphäre bereichert. Den Künstlern und dem Sujet aber hätte ich ein größeres Auditorium von Herzen gegönnt. Das, wie wir bei dieser Gelegenheit explizit feststellen durften, auch architektonisch sehenswerte Theater der Chur- und Hauptstadt hat sich wieder einmal mit einem kleinen, kulturellen Praliné geschmückt. Wir waren dankbare Gäste.

Carsten Curator

Eine Novelle von Theodor Storm

K. K. Bajun

An der Wende meiner Jahre habe ich sie gelesen, diese aufwühlende Novelle des großen norddeutschen Dichters. Hätte es Sinn gehabt, sie früher zur Hand zu nehmen? Vielleicht klärt sich diese Frage im Laufe dieses Aufsatzes – wir werden sehen!

Der Inhalt ist schnell erzählt, ich habe ihn bei der Online-Enzyklopädie Wikipedia so hinterlegt: In einem friesischen Hafenstädtchen lebt in der Mitte des 19. Jahrhunderts ein kleinbürgerlicher, aus bescheidenen Verhältnissen stammender Mann namens Carsten Carstens mit seiner Schwester im von den Eltern ererbten Haus in besserer Wohnlage.

Carstens hatte sich autodidaktisch etwas Bildung erworben und wurde deshalb aufgrund seines lautereren und ehrenhaften Charakters von seinen Mitbürgern oft um eine Art Vermögensverwaltung gebeten. In diesem Zusammenhang wurde ihm der Beiname „Curator“ verliehen, der auf Carstens' Tätigkeit Bezug nimmt.

Anläßlich eines Todesfalles, bei dem Carstens wiederum mit der Sichtung und Ordnung der Vermögenslage der unmündigen Erbin betraut wird, entsteht aus dem Pflegschaftsverhältnis eine engere Beziehung, die letztendlich in die Ehe zwischen Carstens und der weitaus jüngeren Juliane mündet. Aus dieser Ehe geht der gemeinsame Sohn Heinrich hervor, der vor allem das liebe, aber leichtfertige und sorglose, unstete Wesen seiner Mutter geerbt hatte.

Juliane stirbt indessen im Kindbett und kann somit auf die weitere Erziehung des Sohnes keinen Einfluß nehmen. Mutterstelle vertritt Carstens' Schwester Brigitte, die ein kleines Wollgeschäft für ihren Bruder führt. Heinrich wächst zusammen mit einem Mündel Carstens' auf - dessen Ziehtochter Anna. Diese ist nicht nur von berückender Schönheit, Storm zeichnet sie als liebevoll, treu und selbstlos.

Carstens versucht unentwegt, die Wege seines Sohnes in ein solides Berufsleben mit dem Ziel einer gesicherten Existenz zu ebnen. Heinrich aber setzt das Erreichte immer wieder auf's Spiel, indem er mal anvertraute Gelder beim Glücksspiel veruntreut, mal gewagte Spekulationen abschließt, die sich nach anfänglichen kleinen Erfolgen als verlustreich erweisen. Mehr als einmal muß ihn der Vater unter Hinzuziehung des eigenen Vermögens aus desolater Lage befreien.

Als wieder einmal die Geschäftslage den Sohn an den Rand des Ruins treibt, rettet ihn die Heirat mit Anna, deren nicht unerhebliches Vermögen Carstens bislang verwaltete. Dennoch behält der Alte einen Teil von Annas Guthaben in Wahrnehmung seiner Treuepflicht zur Grundsicherung seiner Schwiegertochter und des Enkelsohnes ein.

Heinrichs liederlicher und riskanter Lebenswandel führen den jungen Mann erneut in den drohenden Bankrott. Sowohl seiner Schwiegertochter als auch seinem Sohn schlägt Carstens die Herausgabe der Sicherheitsreserve ab. Daraufhin flieht Heinrich während einer tosenden Novembersturmflut offensichtlich in den Tod.

Carstens Familienhaus als auch das von Annas Geld erworbene kleine Ladengeschäft am anderen Ortsende kommen unter den Hammer und der jahrzehntelang geachtete Mitbürger Carstens muß mit seiner

Schwiegertochter und dem Enkel in die Armeleuteggend des Ortes ziehen um dort seinen Lebensabend zu verbringen. Dort erlebt er, von einer Altersenilität gezeichnet, umsorgt von seiner Schwiegertochter, doch noch ein bescheidenes Glück. Aufwühlend ist sie, diese Novelle, dieses Spätwerk Storms. Als der Dichter sie niederschrieb, im Jahre 1877, litt er unsäglich unter den Entgleisungen seines Sohnes Hans, der zu Würzburg die Medizin und den übermäßigen Alkoholgenuß studierte. „Es ist keine Sorge mehr, es ist ein Entsetzen, das mir das Blut vergiftet.“, schrieb der geplagte Vater zu dieser Zeit, die Affären seines Kronprinzen betreffend.

Es ist mit denen Guten, wie mit denen Lumpen: Ein jeder erntet, was er ausgesät... Ist es immer so, wirklich? In der Wikipedia habe ich das Werk nüchtern versucht auf dieses Weise zu analysieren:

Unter dem Eindruck seines in Würzburg Medizin studierenden, verbummelten und der Trunksucht verfallenen Sohnes Hans, schreibt sich der sechzigjährige Storm 1877 seinen Kummer mit unerhörter literarischer Wucht von der Seele.

Daß Hans Storms Lebenswandel einen nicht unerheblichen Einfluß auf das Sujet und die Behandlung des Themas gehabt hat, belegt ein Zitat aus der Feder Storms, Hans betreffend: „Es ist keine Sorge mehr, es ist ein Entsetzen, das mir das Blut vergiftet.“

In der Schlußszene von „Carsten Curator“ beschreibt er denn auch die letzte Konfrontation des alten Vaters mit seinem Heinrich: „Betrunken!“ schrie er (der Vater, Anm. Bajun), „du bist betrunken!“ Mit dieser Erkenntnis verschließt sich der Vater nunmehr völlig und wortwörtlich gegen den um Hilfe bettelnden Sohn, den er doch abgöttisch liebte.

Die Handlung arbeitet stets und zielgerichtet auf das katastrophale Ende zu, wobei Storm selbst die Natur, sowohl ihre Schönheit als auch den Aspekt ihrer zerstörerischen Gewalt illustrierend zur Hilfe nimmt. Charaktere werden teilweise deutlich überzeichnet, so der als schmierig beschriebene und aufdringliche Makler Jaspers, dem ein diabolischer Zug anhaftet.

Dem gegenübergestellt werden die makellosen Figuren Carstens, Brigitte und Anna, die für absolute moralische Solidität stehen. In dieses Spannungsfeld hinein werden Juliane und ihr Sohn Heinrich gestellt, die ungefestigt immer wieder kurzsichtig und rücksichtslos ihren Vorteil suchen und in einem kindlichen Verhaltensschema begriffen jede Form von Selbstdisziplin und Verantwortungsbewußtsein ablehnen.

In konservativer Sicht der Dinge beschreibt Storm den Untergang einer alten, scheinbar in sich gefestigten Welt im Austausch gegen eine schnellebige und riskanten Geschäften zugeneigte, die Menschen einander entfremdende Epoche, wie sie mit der Industrialisierung des neunzehnten Jahrhunderts immer mehr an Präsenz gewann.

Immer wieder stellt der Autor den Gegensatz zwischen der verlockenden und mit der Zusicherung von Anonymität verführenden Metropole Hamburg und der soziale Kontrolle aber auch Geborgenheit und Fürsorge verheißenden Inselidylle gegenüber.

Letzten Endes läßt er die Ära der Romantik gegen das Haifischbecken des anbrechenden Frühkapitalismus scheitern und bekennt sich damit zu einer realistisch-nüchternen Beurteilung der unvermeidlichen gesellschaftlichen Entwicklung. Das Hauptthema der romantischen Literatur, die alle Fährnisse und Herausforderungen bezwingende Liebe, wird mit Storms „Carsten Curator“ deutlich in Frage gestellt. Zwar läßt er die positiv belegten Personen

Carstens und Anna nicht völlig an der Unzulänglichkeit des Heinrich Carstens scheitern, dennoch stellt sich deren unverdienter sozialer Abstieg als ein durch nichts belohnter Opfergang dar, dessen realistische Zeichnung in seiner Trostlosigkeit geradezu erschütternd wirkt. Wir begegnen hier einer unerbittlichen Variante des Fatums. „... Ich sage dir, ein jeder Mensch bringt sein Leben fertig mit sich auf die Welt; und alle, in die Jahrhunderte hinauf, die nur einen Tropfen zu seinem Blute gaben, haben ihren Teil daran.“ So spricht der alte Carstens zu seiner Schwester.

Während ich Storms wortgewaltige Prosa las, dachte ich ein ums andere Mal an die beiden Tortürme zu Müncheberg und Jüterbog, an deren Mauern jeweils eine Tafel desselben Inhalts prangt: Wer seinen Kindern gibt das Brot und leidet hernach selber Not, den schlage man mit der Keule tot!“

Nun waren aber die Gören, die den Stadträten der beiden märkischen Gemeinden Anlaß zu diesen Denktafeln gaben, mißratenen Rangen. Dieser hier aber, der Heinrich Carstens, war im Grunde ein herzenguter Mensch. Sein einziger Mangel war seine Ungefestigkeit, das völlige Abgehen jeglicher Selbstzucht, die Unstete, die Verführbarkeit. Die bis zum vorletzten Hemde helfen wollende Liebe scheiterte an einem Lieben. Darin liegt eine enorme Tragik verborgen.

Da steht ein alter Mann, der Sohn da vor ihm ist ein Prachtmensch, ganz der Abglanz seiner geliebten und doch so haargleichen Frau, die schon vor so vielen Jahren ins Grab gefahren war. Der Greis klammert sich an jeden Hoffnungsschimmer, jeden Strohalm, der nur den mindesten Anhalt für die Aussicht auf Besserung bietet.

Und wie ein Spieler, kommt der ansonsten so solide Mann erst vom Tische weg, als er schon beinahe am Ende ist. Da ist keine Hoffnung, keine Rettung. Die Titanic muß gegen den schwimmenden Eisriesen und sie muß zugrunde gehen! Als der Alte das begreift, liegt alles längst in Scherben.

Nichts hatte der Sohn aus all seinen fürchterlichen Fehlern gelernt, als nur immerfort den Alten und später sein eigenes Weib immer wieder finanziell anzupumpen und seelisch auszusaugen. Der Tod in jener Sturmflut war dann sein folgerichtiger Erbeil.

Denn bezahlt muß sein – im Leben wie im Tode – auf Heller und Pfennig, mit Zins und Zinseszins. Es gibt keine Ausnahme und kein Pardon. Einem jeden wird nach seinen Leistungen, aber auch strenge nach seinen Fehlern und Versäumnissen vom Schicksal zugemessen, was er dem Leben schuldig ist.

Eingang erwähnte ich, daß ich die Novelle an der Schwelle meiner Tage lesen mußte, um zu verstehen. Vieles ist nicht mehr zu ändern, zu revidieren. Den vertanen Möglichkeiten hinterzutruern, gilt nichts. Auf „hätte, könnte, würde“ borgt der Jüd nix, wie die Rheinländer launig zu sagen pflegen. Nun heißt es also, in kühler und heiterer Gelassenheit den Wechsel zu begleichen. Verstehen aber bedeutet, dieses wirklich umsetzen zu können. Fehlt der Hintergrund, so enthüllt sich in der Geschichte die eigentliche Aussage mitnichten.

Eine richtige Frau würde sich auch nicht vor Knaben entkleiden. So gesehen wäre es albern, „Carsten Curator“ zur Schullektüre aufzurufen. Man muß ein Leben gelebt haben, um dem Alten aus Schleswig die Botschaft von den Lippen abzulesen. Wem dies vorher gelänge, der mag sich zu den frühreifen Genien zählen, denen kraft guter Auffassungsgabe sicher manches Elend auf dem Wege erspart bleibt. Die anderen – das ist der große Rest, zum Leide verdammt und oft bleibt nicht einmal zu wissen, warum. Ein Trost aber

findet sich dennoch: mancher, der sein Leben lang ein grauer Schatten war, wuchs im Tode noch zu ungeahnter Größe auf. Zu spät? Äh! Herr Storm hätte sicher viel von dem chinesischen Zen-Mönch Hsu-t'ang-Chih-yu gehalten, den wir Japanophilen unter dem Namen Kido Chigu verehren und welcher mir die Zeilen hinterließ, die sich in mein Herz brannten:

Die Blätter sind vom Baum gefallen,

Die Luft im Herbst ist kalt und klar.

Der an Bildung und Tugend hervorragende Mann

wird den Zen-Tempel verlassen.

Hoffentlich kehrt er bald zurück

und erzählt, was sein Herz bewegt.

So sollten wir das Buch lesen, so sollten wir es beiseite legend in unseren Gedanken bewahren. Die Antwort Kidos auf die alltägliche Tragödie, derer uns Herr Storm ein Muster mit seiner Novelle Carsten Curator gab, ist die einzig Erträgliche.

Casanova

eine romantische Komödie aus den U.S.A.

Don Miquel Barbagrigia

Was haben wir schon gegen einige Filme aus den U.S.A. gewettert. „Fide, hirn-, sinn-, und kulturlose Schinken“ haben wir sie genannt, zusammengedreht von einer Nation, deren größte Herausforderung in der Schaffung einer eigenen Kultur zu bestehen scheint.

Der neueste „Casanova“ aber, diese Gott-allein-weiß-Wievielte Auseinandersetzung mit dem Ewigen Herzensbrecher, die ist einfach wunderbar. Die ist göttlich. Die ist bezaubernd, blitzend, glitzernd – betörend. Das ist ein Feuerwerk an liebenswürdigem Humor, das sprüht vor Farben und Eleganz, das atmet venezianische Leichtigkeit – das macht einfach nur Spaß!

Man mag einwenden, die Handlung sei flach, bar aller dramatischen Schwerpunkte – aber diese Kritik wischen wir vom Tisch – sie wäre berechtigt oder nicht. Hier geht es um Unterhaltung. Hier geht es um Sinneslust, an der auch mal andere Organe partizipieren sollen, außer immer nur die der Fortpflanzung dienlichen. Augen und Ohren und auch die Seele sollen ans Buffet treten und satt mögen sie werden. Erholen sollen sie sich von all der notorischen Quälerei durch die Pilchers und Konsaliks dieser Welt! Na klar – die Amis können nicht anders: Auch ins achtzehnte Jahrhundert tragen sie die Probleme der Neuzeit, ihren albernen und oft skurril anmutenden Feminismus, ihre verworrenen Vorstellungen von Political Correctness. Geschenk! Wir haben Tränen gelacht, als wir den Film sahen. Wir waren glücklich noch Stunden danach und wir sind heiter, wenn wir uns seiner erinnern. Das zählt! Das ganz allein!

Was einzig an dem Kinoerlebnis störte, war der leere Saal. Mögen es zwei Dutzend Besucher gewesen sein. Wir stellen fest – das ist nicht die Schuld des Films, nicht die des Sujets – der Name Casanova jagt den Leuten noch

immer Schauer der Erregung über den Pelz – das ist die stumpfe Blödsinnigkeit einer „verpöhlten“ Bevölkerung, die sich nur noch für eine Wiederbelebung der Gladiatorenspiele des Circus Maximus oder eben seiner modernen Sex- und Ballerderivate hinter dem Ofen hervorlocken ließe.

Die kommen nicht, wenn ein Film mit dem Titel „Casanova“ das grandiose Kunststück fertigbringt, Szenen der nackten Wollust mit präziöser Dezenz außen vor zu lassen und trotzdem eine knisternde Erotik zu erzeugen. Geistreicher und pointierter Witz interessiert die Konsumenten des Trash-TV nicht. Filmmusik von Vivaldi und Händel ist nicht kompatibel zu dem tumben Gewummer und Gewimmer, mit denen sie ihre Hörorgane frühzeitig vergreisen lassen. Nun, dieser Gesellschaft wissen wir uns gerne ledig. Mögen sie bleiben, wo der Pfeffer wächst.

Wenn es nur nicht eine fatale Folge zeitigte: Daß Filme, die zum wertvollen Kulturgut zu rechnen sind, wie „Farinelli“, Shakespeare in Love“, „Der König tanzt“, „Cyrano“, „Elizabeth“ oder eben „Casanova“ irgendwann nicht mehr produzierbar erscheinen. Die internationale Filmindustrie ist nun mal eine Industrie – wie der Name schon sagt. Da geht's um Einnahmen und Ausgaben. Um nichts sonst. Die Einnahmen des Brandenburger Concerthauses mögen an jenem Abend gering gewesen sein. Weitaus geringer, als dieser Film es verdient hätte. Das ist das weinende Auge, das wir von jenem Abend mit nach Hause nehmen – aber für beinahe jeden Film gibt es noch ein Leben nach dem Kino. Signore Casanova und all ihr Leinwandschönen – wir sehen uns wieder. Ganz sicher!

Regie: Lasse Hallström, Drehbuch: Michael Cristofer, Jeffrey Hatcher

Schauspieler: Heath Ledger, Sienna Miller, Jeremy Irons, Lena Olin, Lauren Cohan, Charlie Cox, Natalie Dormer, Stephen Greif, Tommy Körberg, Andrea Osvart, Francis Pardeilhau, Oliver Platt, U.S.A 2005

Das Gespenst von Canterville

Fantasy-Film D 2005

Ein faules Osterei im deutschen Fernsehen

Sendetermine:

Ostersonntag 15.04.2006 20:15 – 22:10 Uhr;

Ostersonntag 16.04.2006 11:10 – 13:00 Uhr

Ausstrahlender Sender: SAT 1

Regie Isabell Kleefeld

Produktion Annie Brunner, Ursula Woerner, Andreas Richter

Jochen: Klaus J. Behrendt, Mona: Saskia Vester, Paul: Martin Kurz 10-jährig, MacQuarrie: Armin Rohde, Mrs Umney: Anna Böttcher, Dr. Störrebeker: Gustav-Peter Wöhler, Nele: Merle Wasmuth, John: Patrick Güldenber, Sir Simon: Andreas Schmidt

K. K. Bajun

Achtung! Im Folgenden verwenden wir des Öfteren in sehr abschätzender Form den Begriff des „Wessis“ bewußt in all seiner negativen Belegung. Dabei sei unbedingt vermerkt, daß wir keine Pauschalbeurteilung unserer westdeutschen Landsleute im Sinne haben. Ganz im Gegenteil: Um die wirklich ausgezeichneten, hellen, spritzigen und intelligenten Frauen und

Männer Westdeutschlands, deren wir viele zu kennen die Ehre haben, zu schützen und sie von den von uns Attackierten zu separieren, gebrauchen wir diesen eingeführten Begriff – der die dummdreiste Fraktion aus den Ländern westlich der ehemaligen Demarkationslinie umfaßt.

Wenn es gilt, den Daumen so steil wie irgend möglich zu senken, dann ziehen wir es für gewöhnlich vor zu schweigen. Es ist unsere Sache nicht, ein Stück zu verreißen. Der sogenannte „Fantasy-Film“ „Das Gespenst von Canterville“, den SAT1 dem deutschen Fernsehpublikum anzubieten am Ostersonntag die dreiste Stirn hatte, ist eine Geschmacklosigkeit, die internationales Kulturerbe nicht nur berührt, sondern darüber hinaus mit einer elenden Vorführung diffamiert und besudelt. Armer Oskar Wilde! Das hast Du nicht verdient. Und müßtest Du das sehen, Du wäntest Dich in der Hölle. Das hatte nichts mit Phantasie zu tun, das war ein Albtraum.

Obwohl die Darsteller durch die Bank eine Leistung boten, für die sie lebenslanges Berufsverbot meritierten, waren sie dennoch brilliant. Ein Paradoxon? Wir wollen es lösen:

Kein Schauspieler – und sei er vom Schläge eines Mario Adorf oder Klaus Maria Brandauer, sei es eine Isabella Adjani, Bruno Ganz oder Romy Schneider wäre in der Lage, den Prototypen des „Wessis“, vor dem wir uns diesseits der Elbe nicht genug bekreuzigen können, besser zu geben, als diese Mimen aus der zweiten Reihe. Das Geheimnis liegt darin verborgen, daß diese Leute sich unter Anleitung einer grottenschlechten Regie selbst spielten. Die sind so! Der Herr behüte uns!

Worum ging es? Nun, die Handlung des Wild'schen Klassikers dürfte gebildeten Schichten hinlänglich bekannt sein. Die Produzenten Annie Brunner, Ursula Woerner und Andreas Richter verlegten die Handlung unter unerträglichen Verbiegungen in unsere Gegenwart und überzogen das geplagte Schottland mit einem Grauen, der selbst dem gestörten Hirn Quentin Tarantinos abartig erschienen wäre: einer repräsentativen Wessisippschaft des süddeutschen Mittelstandes. Entgeistert hätte Wallis das Schwert sinken lassen, Robert Bruce hätte sich Nessie in den Rachen geworfen und der einzige Schrei des unglücklichen Bonnie Prince Charly hätte noch vor seinem Landgang nach Culloden gelauret: REEEEEEE!

Wir beginnen zu begreifen, warum der Deutsche in der Welt einst nur um der D-Mark willen angesehen, als Mensch aber bis dato verachtet und ignoriert wird. Ein „unternehmerisch orientierter“ „Mann“ namens Jochen, dessen häusliche Pflicht offenbar in der täglichen „Emma-Lektüre“ besteht, eine hohle, gestalt- und charakterlose Wessifrau, die allein für sich schon einen prima Spuk abgegeben hätte, der wir jedoch Draculas Bräute jederzeit vorzögen (- haben mehr Biß, hö, hö!), eine nervend pubertierende Göre, die man permanent aus Versehen mit einem Feuermelder verwechseln möchte und ein weinerlich verzärtelter Knabe von zehn Jahren, den Mutti bestimmt jeden Tag mit der Großraum-Familienkutsche zur Schule fährt, dann zum Flötenunterricht, dann zum Tennis und dann zum Ballett, der von seinen Mitschülern – sofern die noch ganz rund laufen – jeden Tag mit voller Absicht zum Feuermelder gemacht wird – diese Viererbande also fällt wie eine biblische Plage auf einem schottischen Schloß ein.

Dort spukt der Geist von Sir Simon, dessen Darstellung das alte Original trotz gehabter Erlösung wieder aus dem Grabe hervor auf den rächenden Plan rufen sollte. Die weder von dem in seiner Rigorosität nach außen gleichermaßen wie von seiner widerlichen Softigkeit nach intrafamiliär abstoßenden Jochen noch von dem Rest der Unerträglichen als Geist erkannten Witzfigur von einem Gespenst erregte Brechreiz. Auf den Rest der Nicht-Handlung wollen und können wir nicht weiter eingehen. Da wird

die Klinge stumpf und schartig – es ist zu schal, zu seicht, zu dümmlich, zu schlimm... Isabell Kleefeld walzte mit ihrer Spielleitung gnadenlos jeden Charme, jeden Stil, jede Anmut der Wild'schen Erzählung mit der penetranten, saudummen und völlig substanzlosen Flachheit nieder, mit der die Wessis seit anderthalb Jahrzehnten den Mitteldeutschen zwischen Kap Arkona und Erzgebirge so unsäglich auf den Geist gehen.

Wir waren Verfechter der deutschen Einheit als die Staatssicherheit uns dafür noch übel und an den Kragen wollte. Wir haben die Bolschewisten ob ihrer Dummheit und Kulturlosigkeit gehaßt. Aber dieses faule Osterei, was uns Frau Kleefeld unter die Nase reibt, das läßt uns unsere Haltung von einst überdenken. Just davor hatten die Roten uns gewarnt und wir wollten es nicht glauben.

Die Brüche innerhalb der Erzählung fallen schon nicht mehr ins Gewicht: Alle Rollen bestehen aus klassischen Wessis – von Deutschen wollen wir zur Ehrenrettung des Vaterlandes an dieser Stelle nicht reden – selbst die Träger englischer Namen, wie gesagt, alles Wessis. Uns wird schlecht! Die Interaktionen und Dialoge, das ganze Gebaren zwischen diesen Menschen – das ist nicht lustig, das ist keine Karikatur, das ist die bittere Wahrheit. Wir denken an Maxe Liebermann und seinen berühmten Ausruf vom Abend des 30. Januar 1933.

Resümee: ein bis in die Grotte grottenschlecht gemachte Billigproduktion der peinlichsten Sorte. Im Abspann wird darauf verwiesen, daß es diesen Streifen auch als DVD zu kaufen gäbe. Jawoll! Unser Rat: Als Beilage zur BAMS (Bild am Sonntag) und zur „Bild der Frau“ ohne Aufpreis. Mehr gibt es dazu nicht zu sagen.

Das Liebekonzil

von Herrn Dr. Oskar Panizza

K. K. Bajun

Einhundertundzehn Jahre ist dieses Stück nun alt und vor Eihundertundzehn Jahren verurteilte ein Münchener Lumpengericht den Verfasser für dieses Meisterwerk zu einer einjährigen Gefängnishaft.

Unser geistiger Vater, Dr. Tucholsky, streichelte liebevoll sein Exemplar, das er sicher vor jedem deutschen Zugriff in der französischen Hauptstadt wußte. Und wir mußten „Das Liebeskonzil“ eines der ganz, ganz Großen der deutschen Literatur nun endlich für die Bibliothek des Landboten erwerben. Die Preise indeß waren verheerend: Neuerscheinungen wurden mit beinahe einhundert Euro gehandelt, antiquarisch flogen uns Summen von € 850,-, € 250,-, € 500,-... um die Ohren.

So ein Haufen Geld für ein verpöntes und richterlich verdammtes, indiziertes Werk? Wie merkwürdig! Konnte man trotz gerichtlich angeordneter Zerstörung der Druckplatten eine Weiterverbreitung nicht verhindern und versucht nun, dem Urteil unter Zuhilfenahme der Geldschraube Geltung zu verschaffen?

Nein, soweit brauchen wir in diesem Falle wohl nicht zu gehen: Ein paar Kenntnisreiche haben wohl den ungeheuren Wert dieses grandiosen Stückes begriffen und schaukeln nun aus diesem Grunde das Spiel von Angebot und Nachfrage in diese lichten Höhen. Die deutschen Verlage könnten etwas tun, um diese das Buch sicher ehrende, für den Normalverbraucher allerdings

unerquickliche Entwicklung zu stoppen. Sie könnten das Liebeskonzil wieder auflagen und bewerben, wie sie es mit dem verrückten Potter Harry tun. Im Unterschied zu letzterem brächte des Dr.Panizzas Werk nämlich wirklich etwas für die Allgemeinheit!

Worum geht es? Sehen Sie, der Dr.Panizza hat die Bigotterie und Verlogenheit der Institution „Katholische Kirche“ leidenschaftlich gehaßt. Einer der übelsten Vertreter dieser Institution war Rodrigo Borgia, der als Papst Alexander VI. die allen kirchlichen Glaubensgrundsätzen Hohn lachende Monstrosität und Gottesferne einer verkommenen Bande im geistlichen Ornat illuminierte. Er stand stellvertretend für die Entartung und Perversion der Idee „Kirche“, die den armen galiläischen Rabbi Joshua, der zu Unrecht als ihr Gründer gilt, zu wahrer Verzweiflung getrieben hätte.

In seinem Stück „Das Liebeskonzil“ nun nimmt der Autor Bezug auf diese auch für die Zeitgenossen Alexanders VI. sichtbare Verkommenheit der kirchlichen Führungsebenen und ihrer Protagonisten, die in so himmelschreiender Divergenz zu dem von ihnen vorgetragenen und aus den Evangelien hergeleiteten Ansprüchen stand. Er läßt das göttliche Strafgericht auf diese verruchte Bande herabregnen, und zwar in Gestalt der Syphilis, die zu dieser Zeit erstmals als endemische Seuche beschrieben wurde.

Sicher, die göttlichen Figuren werden von Dr.Panizza überaus komisch, irdisch und respektlos gezeichnet. Aber Gottvater, Gottsohn und die Heilige Jungfrau werden dieses mit Schmunzeln quittiert haben. Die Mucker konnten diese „Blasphemie“ nicht verkraften. Sie regten sich auf, sie wären in ihren religiösen Gefühlen verletzt worden. Nein, das waren sie gewiß nicht. Denn dazu hätten sie erst einmal welche haben müssen. Und genau dort ist der Punkt zu suchen, wo ihnen der brillant erzählende Dr.Panizza empfindlich auf die Hühneraugen trat. Er packte sie am Kragen, der Stoß ging mitten ins Herz! Ein hochintelligenter Meister der Deutschen Sprache haute dem Pöbel, sogar dem intellektuellen, eine runter, daß es knirschte. Und der Pöbel langte zurück. Mit aller Gewalt. Sie buchteten ihn ein und ein bayerischer Landtagsabgeordneter kläffte sogar, man möge diesen Panizza erschlagen wie einen räudigen Hund. Die unerhörte Dummheit, die aus diesem unerträglichen Hohlkopf spricht, ist bezeichnend für die Meute, die sich nunmehr auf einen einzelnen Mann stürzte, dessen einzige Waffen sein Geist und seine Feder waren.

Sie zerbrachen ihn. Dennoch – wenn die jenseitigen Vorstellungen der Katholiken auch nur im Entferntesten zutreffen, dann sitzt Dr. Oskar Panizza jetzt bei seinem gütigen Vater im Himmel, während der Teufel, den er so charmant beschrieb, das elende Gesindel, das diesen genialen Autor zu dessen Lebzeiten so quälte, langsam und genüßlich über offenem Feuer rösten wird. Und mit was? Wie Herr Klaus M. sagen würde: Mit Recht!

Das Marmorpalais zu Potsdam

K. K. Bajun

Da steht es also wieder. Noch ein wenig eingerüstet grüßt es in den strahlend blauen Himmel eines Potsdamer Ostersonntags. Es jrüßt über den Heiligen See ans andere Ufer zu den Joops, den Jauchs, den anderen Bejüterten und die vielen Jäste, die entlang des Nordufers einen Spaziergang machen durch eine der herrlichsten Park- und Kulturlandschaften Europas und der Welt. Wie der legendäre Vogel Phönix hat das kleine Marmorpalais, der erste klassizistische Bau Preußens von seinen Mauern die Asche

abgeschüttelt, mit der es seit den Bombenangriffen des letzten Krieges bedeckt worden war. Tatkräftige Könner gingen ihm dabei zur Hand und wir ziehen den Dreispitz vor diesen Leuten, denn deren mühevollen und gigantischen Arbeit wäre auch eines Hercules wert und würdig gewesen.

Friedrich Wilhelm II., der von unserem großen Chef zu Sanssouci verachtete Neffe, legte wohl als einzige Großtat seines Lebens ein Jahr nach dem Tode des Großen Alten 1787 den Grundstein zu Park und Schloßchen und vollendete 1792.

Seine Maitresse, die schöne Wilhelmine Encke, soll an der Innenausstattung mitgewirkt haben, erfahren wir anlässlich unseres Besuches. Wir sehen sie an, wie sie von Angelika Kauffmann (?) in ungewöhnlicher Freizügigkeit konterfeit wurde. Die linke Brust ist dem Auge wohlgefällig aus dem Decollete gerutscht. Charmant, Madame! Sie aber hat kein Auge für uns. Ihr Hund ist ihr wichtiger. Soll sie. Gräfin Lichtenau...pph!

Viel bedeutender aber ist, daß ihr Portrait überhaupt wieder in den rekonstruierten Räumen hängt. Seit das Gebäude im Kriege nämlich von einer Brandbombe sowohl als auch von einer Granate getroffen wurde, hatten es die Nachmieter nicht viel schonender behandelt. Nach dem Kriege verwandelte die Rote Armee das Anwesen in ein Offizierscasino. Wir wissen, was das bedeutet, wir kennen die Russen – das muß schlimmer gewesen sein als die vom Himmel fallenden Bomben.

1961 dann bezog die NVA dann das Gebäude und etablierte in ihm ein Armeemuseum. Nun gut – die groben Verwüstungen hörten damit auf. Man bedeckte, was von den einst kostbaren Fußböden übriggeblieben war, verkleidete die Wände und hing die Decken ab.

Und dann entblödete man sich nicht, just und ausgerechnet die Accessoires auszustellen, mit deren Hilfe dem Schloßchen einst so übel mitgespielt wurden: Uniformen, Waffen bis hin zu Haubitzen, Panzern, Raketen und gar einem Jagdflugzeug im Hofe. Das ist selbst uns noch erinnerlich, die wir vor drei Jahrzehnten als Junge Pioniere dorthin geführt wurden, um zu sehen, wie die Arbeiter- und Bauernmacht sich gegen jene wappnet, die einst solche herrlichen Schloßchen auf dem Buckel der ausgebeuteten Klassen errichten ließen. Die bösen Reichen...na ja, da ist schon was dran. Ein Schloß und in der Nachbarschaft das Elend. Irgendwann schlägt dann das Pendel in die andere Richtung aus. So ist das mit den Menschen.

Doch auch das ging nun vorbei. Und das große Umdenken begann. Eine Rückbesinnung auf den enormen Schatz, den Potsdam und Berlin in Gestalt der weltberühmten „Preußischen Kulturlandschaft“ der Menschheit hinterlassen haben.

Eifrig munkelt man zu Potsdam über die Wiedererrichtung des Stadtschlösses. Das Fortuna-Portal steht gar wieder. Wenn auch dieses Projekt umgesetzt sein wird, dann beginnt eines der beiden verbliebenen Herzen Preußens wieder kräftig zu schlagen. Potsdam wird einen ungeahnten Schub nach vorne erleben. Keenichsberch (Königsberg i. Pr.) ist tot, Berlin ein Fall für sich. Aber Potsdam, Sacrow, Glienicke, Babelsberg, Bornstedt..., wenn das wieder aufersteht, wenn die Garnisonskirche ihr „Üb' immer Treu und Redlichkeit...“ auf diese so gequälte Stadt herabläutet, dann werden die Karten neu verteilt. Dann werden die Besucher nur noch entscheiden können, in welcher endlosen Schlange sie sich anstellen wollen – Dresdner Frauenkirche oder Potsdamer Schlösser. Die Frauenkirche aber gibt's nur einmal. Schlösser, Drachenhäuser, Belvederes und versunkene Tempelchen, Orangerien und Pyramiden, Obelisken und Holländerviertel und herrliche Parks gibt es zu Potsdam mehr, als das besuchende Auge zu erfassen mag.

Wenn das alles wieder komplett ist, dann wird die Konkurrenz nicht Heidelberg heißen oder München, sondern Paris und Rom! Ein strahlend blauer Osterhimmel im Park des Marmorpalais hat uns dieses verheißen. Wir glauben daran so fest wie an das Amen in der Kirche. Und wir jrüßen noch einmal alle fleißigen und tatkräftigen Menschen, die auf diese Verheißung zu arbeiten. Auch die Joops und die Jauchs m anderen Ufer des Sees. Weil se jekommen sind, um sich zu Potsdam zu bekennen!

Das Siebte Zeichen

S. M. Druckepennig

Ach, ach! Die Amerikaner, ihre verquaste Ansicht vom Christentum, ihre aberwitziger Flitz, das nahtlose Fortbestehen des Imperium Romanum zu verkörpern – und ihre psychopathische Paranoia! Wenn sich das mit dem alten Wild-West-Helden-Mythos zusammenquirlt – und das tut es regelmäßig – dann spuckt diese Sauce wieder mal so eine cineastische Schlammblase aus, wie wir sie heute unter die Lupe nehmen. Die Lupe erblaßt, die Beleuchtungsbatterie gibt den Geist auf – sie will das nicht sehen – wir müssen! Also ran an den ranzigen Speck!

Worum geht es? Wieder einmal ist Endzeitstimmung angesagt. Es gemahnt so ein wenig an die Ära des Barock: Diese Sehnsucht nach Verfall und Ruinen! Ein sicheres Zeichen, daß es mit einer Zivilisation abwärts geht. Langsam und schleichend, setzt der Verfall ein. Aber den Amerikanern geht es natürlich zu langsam. Sie sehnen sich nach dem großen Knall. Und wie auf alles in der Welt hat Amerika natürlich – wer wollte das ernsthaft in Frage stellen – das Vorrecht, die ersten (und hoffentlich auch die einzigen) bei der Apokalypse zu sein.

Was man sich unter der Apokalypse vorzustellen hat? Einen Weltuntergang. Komet, Vulkan, Sintflut, Eiszeit, stehen bleibender Erdkern, aggressive Marsmännchen – es gibt kein denkbare Szenario, was die Amis nicht schon bis zum Erbrechen durchgekaut hätten.

Also wieder einmal der finale Schlag gegen die Menschheit... Woher kommt nur dieser Aberwitz? Ja, sehen Sie, das ist so eine Sache. Die frühen Christen waren ein kleiner, desperater Haufen, der mit den Verhältnissen auf dieser Welt nicht so richtig klar kam und deshalb unentwegt nach einer anderen verlangte. Jene war natürlich nur zu erreichen, wenn die unsrige zum Teufel (hmm, Entschuldigung...) fuhr. Und genau darauf hofften die Christen, seit ihr Rabbi Joshua von Nazareth zu Jerusalem von den Römern ans Kreuz gedroschen wurde. Also seit zweitausend Jahren.

Am Tode des Rabbis, den die Christen mit griechischem Namen Jesus nennen, nahmen nur sehr wenige Leute Anteil. Die übrige Welt ging weiter ihren brutalen Geschäften nach und die Christen begannen ihren ewig verheulten Sermon, daß Gott die sündige Welt schon strafen werde. Dem aber war das offensichtlich alles wurscht. Nach wie vor suchten Naturkatastrophen die Menschen heim und nur ein paar durchgeknallten Spinnern kam es notorisch in den Sinn, eine Verbindung zwischen einem Erdbeben und dem im christlichen Sinn unmoralischen Verhalten der Betroffenen zu ziehen.

Da sich aber auch nach dem gewaltigsten Vulkanausbruch, Erdbeben, Überschwemmung, Atomangriff oder was auch immer – das Leben neu zu formieren begann um im alten Trott weiterzumarschieren, mußte Gottes Hammer her. Die Tabula rasa! Also träumte ein gewisser Johannes

– wahrscheinlich im Opiumrausch – auf der griechischen Insel Patmos einen Albtraum, der einem Menschen der Gegenwart unweigerlich eine Zwangseinweisung nach §52 PsychKG einbringen würde, damals aber in den Reigen der kanonischen Schriften unter dem Namen „Apokalypse des Johannes“ einging. Was der Wahn dieses Johannes da ausbrütete, das trieb seither durch Generationen von überhitzten Seelen hindurch seltsame Blüten. Davon eine eben ist der Film, dem wir heute einige erschütterte Worte widmen.

Da sehen wir Jürgen Prochnow – Sie erinnern sich: der KaLeun aus „Das Boot“ – als Jesus von Nazareth durch die sündige Welt stiefeln und gesiegelte Papyri um sich werfen. Nein, der Herr Prochnow mimt nicht jenen schwächig-arischen Schücht, als welcher der Jude Jesus durch die abendländisch-christliche Ikonographie geistert. Sein Jesusbild hat zwar keinen semitischen, dafür aber einen durchaus glaubwürdigeren Ausdruck.

Herr Prochnow ist gut. Zu gut, als daß er von einer so schwachen Rolle zermanscht werden könnte. Ein Charakterdarsteller wie er glänzt eben in jeder Besetzung!

Wir wollen das honorieren! Selbst dieser gähnend langweilige Schinken vermag ihn nicht kirre zu kriegen. Doch zunächst wissen wir nicht, in welcher Mission er unterwegs ist. Es ist nur verwunderlich, daß allerlei Katastrophen folgen, sobald Jesus Prochnow wieder ein antikes Siegel zerbrochen hat. Da werden Fische im Meer gekocht, die Erde bebt, es wird windig, der Mond wird blutrot etc, etc.

Der Rabbi aber marschiert unbeirrt weiter. Bei der ersten nachchristlichen Jahrtausendwende hatten die Leute noch wirklich Angst vor dem unvermeidlichen Letzten Gericht. Hatten die Heiligen Schriften nicht pausenlos von Tausendjährigen Reichen gequasselt, bevor es ein Braunauer GröFaZ tat? Tausend Jahre – das klang plausibel. Aber zweitausend? Wer kommt denn auf so abwegige Zahlen?

Wie dem auch sei. Das Neue Rom heißt Amerika. Also muß der Rebbe eine Schiffspassage lösen, oder die fünftausend Kilometer über den Atlantik laufen – ist etwas weiter als die berühmte Wanderschaft über den See von Genezareth. Was er da soll? Na, das Ende der Welt im Hort der Zivilisationen einläuten. Verflucht!

Also mietet er sich in Demi Moores Garage zur Halbpension ein um von dort aus weiter die Apokalypse vorzubereiten. Frau Moore ist hochschwanger und am 29. Februar soll's dann so weit sein. Der Rabbi weiß es schon. Wie auch nicht – das erwartete Kind soll ja das Letzte sein, ein seelenlos Geborenes, das siebte und letzte Zeichen der Apokalypse. Sobald dieses Kind das Licht der Welt erblickt hat, geht der ultimative Showdown los! So beschlossen vom Herrn der Welten, gestempelt und gesiegelt.

Damit die Sache schön nach Drehbuch verläuft, läßt der Skriptschreiber einen Mongoloiden seine inzestinosen Eltern abfackeln und für diese Untat im Namen Gottes die kalifornische Gaskammer gewärtigen. Der Trisomie-21-Mann stilisiert sich selbst zum christlichen Märtyrer – und da hätten wir dann den einzig authentischen Punkt des ganzen Filmes erwischt: Ja, so kennen wir diese Märtyrer – fähig zu fanatischem Mord und aberwitziger Rechthaberei im Namen einer unverständenen Moral. Der Teufel soll sie holen! Der Staat Kalifornien will dem Verwalter des Bösen dabei entgegenkommen und den Elternmörder vergasen. Der Vater aller Dinge aber, in dessen Namen ja das unsägliche Verbrechen begangen wurde, möchte erst seinen lieben, mongoloiden Mördersohn zu seiner Rechten

wissen, ehe er denn die sündige Menschheit zur Gänze ausradiert. Es ist zum Verzweifeln. Wir wissen mit all unserer Theologie nicht mehr, von wo wir dieses Gewusel aufrollen sollen: Da spricht der Herr: „Du sollst Vater und Mutter ehren!“ Das mißratene Fröchtchen aber bringt sie bestialisch um. Hat denn der unterbelichtete Langdon-Down-Geschädigte überlesen, daß geschrieben steht: „Du sollst nicht töten!“ und „Die Rache ist Mein, spricht der Herr.“? Oder konnte er am Ende gar nicht lesen? Hat er nur ausgeführt, was ihm eingeblasen wurde?

Ist der Herr nun wirt geworden? Was will ER denn nun eigentlich? Ist ER wirklich der würfelnde, boshafte Demiurg, den die Gnostiker vermuten? Rottet er die Menschheit nun aus, weil sie ihm gehorchen, oder nicht gehorchen, oder gar alles beides? Und warum in alles in der Welt muß nun auch der Rest der Schöpfung dran glauben, nur weil ihre angebliche „Krone“ kollektiv ausgetickt ist? Merkwürdige göttliche Logik, das...

Und warum schickt ER nun ein zweites Mal SEINEN eingeborenen Sohn auf die Erde? Diesmal als Vollstrecker. Weil ER sich an das Geschreibsel SEINER eigener Propheten halten muß?

Nein, ER ist GOTT! ER muß nicht. ER muß gar nichts. ER kann heute „hüh“ und morgen „hott“ und keiner kann IHM irgendwas! Also gibt ER der unverbesserlichen Kreatur wieder mal eine Chance.

Die Gott-weiß-wievielte. ER, der die Zukunft kennt und das Herz eines jeden einzelnen Menschen. Und wieder muß einer bzw. eine sterben: Demi Moore – die atheistische Unschuld vom Lande muß ihren erlauchten Geist aufgeben, damit die Welt abermals erlöst werde und der Herr von seinem Countdown Abstand nehme. Ach, diese ewige Litanei vom Opfertod – einer für alle... Wir haben sie ja so satt! Spätestens seit dem permanenten Opfergeschwafel der Nazis ist uns das Thema dermaßen über!

Ach ja – der Cartaphilus spielt auch eine Geige in diesem Quietschorchester. Sie erinnern sich sicher jenes hohepriesterlichen Türstehers, der den armen Rabbi vor dessen letztem Gang noch grundlos abwatschte und dafür vom Lamm Gottes zur Unsterblichkeit verflucht wurde. Da gab's doch noch einen, den Ahasver, den Schuster aus der Via Dolorosa, dem Ähnliches widerfuhr und der darob zum Ewigen Juden wurde. Den haben die Amerikaner wenigstens hiesigen Ortes in Ruhe gelassen. Gott sei Dank!

Aber der Cartaphilus: Als katholischer Priester verkleidet versucht er heimtückisch das göttliche Projekt von Armageddon zu befördern, weil seine persönliche Erlösung vom Weltuntergang abhängig ist. Dabei scheint er uns einem theologischen Mißverständnis aufgesessen zu sein: Ihn hatte der Rabbi ja schließlich nur verflucht, zu bleiben, bis er wiederkäme.

Nun – er kam wieder, in Herrn Prochnows Gestalt. Fluch erfüllt – basta! Ach, wenn's doch bloß so einfach wäre! Nee, so leicht lassen die Amis uns nicht aus der Chose. Wir werden noch ein bißchen gegrillt. Es sind harmlose, stinklangweilige und kaugummiartige Blasphemien, die uns noch bis zum fernen Abspann vorgeköchelt werden. Wir sind zu müde um zu gähnen. Wir schalten ab.

Beim Einschlafen denken wir noch, wenn's dem Herrn ernst ist mit SEINER Apokalypse, dann reicht eventuell der Dauerbeschuß mit solch unsäglichen Schinken, daß ER irgendwann auch mal den Schalter abdreht. Dazu muß er SEINEN lieben Sohn, an dem ER Wohlgefallen hat, nicht noch mal durch diese Welt jagen, damit er Siegel brechend Fische im Meer kocht. Ein Komet tut's auch.

Der Crako und der Gierfraß

Ein preußisch-historischer Kriminalthriller von Herrn Michael Kirchschräger

K. K. Bajun

Schockschwerenot! Das ist ein harter Tobak, weiß der Himmel! Von einer gewissen Mimi heißt es, sie ginge ohne einen Krimi nie ins Bett. Sollte sich das Fräulein Mimi dazu entschließen, Herrn Kirchschrägers Thriller zur Nacht-Lektüre auszuwählen, dann möge sie sich vorher vergewissern, ob sie über ein starkes Nervenkostüm verfügt. Den einen oder anderen Salto wird ihr Magen schon drehen wollen, wenn die Augen unruhig über das bedruckte Papier huschen.

Herr Kirchschräger schreibt nicht für die Zartbesaiteten. Das ist sicher. Dennoch – das Buch ist eine gute und solide Arbeit, die das Genre würdig vertritt.

Wir hatten bereits das große Vergnügen, die denkwürdige Reihe der Preußenkrimis Herrn Dr. Tom Wolfs zu besprechen. Die vorgelegten Werke reflektieren in etwa dieselbe Zeit und dasselbe Thema. Es stehen sich gegenüber: Herr Wolfs Zweiter Chefkoch und Geheimkommissär Friedrichs des Großen, Monsieur H. Langustier und auf der anderen Seite der Major und Criminalcommissär im Dienste seiner Majestät Friedrich Wilhelms I., Friedrich von Krosigk, erdacht von Herrn Kirchschräger.

Wir kommen nicht umhin, einen Vergleich anzustellen und befinden, sowohl in Betreff auf die Autoren, deren Metier und ihre ins literarische Leben gerufenen Charaktere: Hier begegnen sich ein Johann Melchior Dinglinger und Mime der Schmied! Beide handwerklich versierte Gestalter neuer preußischer Kriminalliteratur – der eine sozusagen ein dem anspruchsvollsten und intellektuellen Humor zugewandter Goldschmied, der andere ein Schwertfeger und Waffenschmied im Kampf gegen menschliche Dumm- und Bosheit.

Tauchen wir ab in die horriblen Geschehnisse in einer fernen Kuhbläke des Ermlands, in die hinein Herr Kirchschräger die düsteren Szenen einer ostpreußischen Variante des „Paktes der Wölfe“ zeichnet:

Quasi eine halbe Generation vor Monsieur Langustier, genauer gesagt im Spätherbst des Jahres 1730 schickt der Autor seinen Crako (Abkürzung für Criminalcommissär) Major von Krosigk in die tiefste ostpreußische Provinz, um dort einer Reihe grauenvoller Morde auf die Spur zu gelangen. Da es beinahe ausnahmslos junge Mädchen in Vollmondnächten bestialisch dahinrafft, geht in der abergläubischen Bevölkerung das Gerücht um, ein Widergänger, Nachzehrter, Untoter, oder wie wir heute sagen würden: ein Vampir, terrorisierte das Land.

Der Autor eröffnet sein Werk mit einem Paukenschlag, der allein und für sich schon unter der Leserschaft die Spreu vom Weizen trennen sollte: Der Prolog schildert auf 11 Seiten die Hinrichtung einer Räuberbande, wie sie in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts noch durchaus üblich war. Enthauptung der Frauen, Enthauptung und anschließende Räderung der Spießgesellen, „Räderung von unten her“ bei lebendigem Leibe des Anführers und anschließende Aufrichtung des Rades. Kein Detail bleibt uns erspart. Selbst die Reden und das Gebaren von Delinquenten und Henkersleuten werden getreulich wiedergegeben. Unser Blick wird auf das Drumherum der grausigen Zeremonie gelenkt: Bürger decken ihre Dächer am Markt ab, um das freie Dachgeschoß an zahlungskräftige Gaffer zu vermieten. Kommentare des Pöbels in all ihrer unverhohlenen Grausamkeit

begleiten die Todgeheilten. Selbst das Treiben der Krähen und Raben auf dem Schinderplatz zwingt uns, das ganze Grauen eines menschlichen „Miteinanders“, oder sollten wir besser sagen: „Gegeneinanders“ in uns aufzunehmen.

Hämmernd, brutal, gebetsmühlenhaft und bei jeder sich bietenden Gelegenheit verweist der Autor immer wieder auf die eine und einzige Wahrheit: Daß nämlich das Böse nicht und niemals von außen kommt, weder in Gestalt von Teufeln, Dämonen oder gar Wölfen, sondern stets nur dem Menschen selbst immanent ist. Dort muß man ansetzen und nur dort.

Warum greift Herr Kirchschrager zu solch einer harten Feder? Wen will er erreichen? Die anencephalen Konsumenten von „Bilder des Todes“? Sensationsgierige Menschen, die sich am liebsten selbst an dergleichen Greueln beteiligen würden, diesen Drang jedoch mit Mühe und Not unter einer hauchdünnen Schicht von „Zivilisation“ verborgen halten – sollten diese etwa seinen Leserkreis bereichern?

Nein, ganz gewiß nicht! Betrachtet man das Werk in seinem gesamten Kontext, so ist Herrn Kirchschrager eher die Motivation eines Anatomen zu unterstellen. Präzise und gnadenlos legt er die allgegenwärtigen Abgründe der menschlichen Seele frei und weist unerbittlich auf das reell Seiende – es mag mit unseren Wunschvorstellungen korrelieren oder nicht. Denn – Wegsehen hat noch nie geholfen und die auf der fliehenden Seite haben nie gesiegt.

Wer die fiktive Geschichte Herrn Kirchschragers für zu drastisch hält, der gedenke des im Thriller erwähnten Marschalls von Frankreich und hundertfachen Kindermörders Gilles de Rais, der Gräfin Barthory, des vielfachen belgischen Mörders und Kinderschänders Marc Dutroux und so vieler anderer gestörter Bestien, die auch unsere Gegenwart erschüttern und häufig nur durch die erweiterten Möglichkeiten unserer modernen Ermittlungsorgane daran verhindert werden, ihrer Monstrosität in größerem Umfange zu frönen.

Herr Kirchschrager schreibt, was da ist. Etwas anderes tat Hieronymus Bosch mit seinem Pinsel auch nicht. Und er schreibt fesselnd. Nach sechs Stunden waren die knapp 200 Seiten bewältigt. Man legt das Buch nicht so einfach der Hand!

Etwas störend waren leichte, fachliche Ungereimtheiten, wenn sich beispielsweise ein Ritter des Deutschen Ordens im Jahre des Herrn 1380 mit einem „heidnischen“, slawischen Grundherrn auf pruzsischem Boden bekriegt. Es mag zu dieser Zeit noch einige Pruzzen gegeben haben, die heimlich den alten Göttern anhängen – aber slawische Edle? Sie waren zwingend entweder Lehnmänner des Deutschen Ordens oder Ludwigs des Großen aus dem Geschlecht der Anjou, der von 1370-1386 über Polen herrschte. Als die Jagiellonen 1386 das Königreich Polen übernahmen, herrschte schon bis weit nach Karelien hinauf das Kreuz. Und nur das Kreuz!

Ein kleiner, aber vielleicht läßlicher Rechenfehler ist den Lektoren ebenfalls entgangen: Die eigentliche Handlung ist im Spätjahr 1730 angesiedelt. Eine in den Text eingebundene Klostergründung bezieht sich auf das Jahr 1380. Macht nach Adam Riese 350 Jahre Differenz – keine „über 400 Jahre“, wie denn geschrieben steht. Zwei, drei kleinere stilistische Unaufmerksamkeiten trennen das Buch noch von einem perfekten Erscheinungsbild. Dankenswert aber bleibt zu nennen: die vorzügliche Behandlung, die der Autor Herrn von Gundling angedeihen ließ, die unmißverständliche Positionierung auf der Seite unserer vierpfötigen,

wölfischen Mitkreatur und das deutliche, durch alle Seiten und Absätze schimmernde Bekenntnis zu wahrer Aufklärung und humanistischen Werten. Herr Kirchschrager hat sein Werk eben nicht für Voyeure billiger Horrorschinken geschrieben. Wenn sein Freiherr von Krosigk auch noch längst nicht die lichten Höhen eines Monsieur Langustier erreichte, wir empfehlen das Buch ausdrücklich unseren verehrten Lesern, sofern diese nicht, von falsch verstandener Philanthropie beeinflusst, eine klare Sicht auf die Realität ablehnen.

Wir begrüßen also in den Reihen unserer geschätzten preußischen Kommissärs den Freiherrn von Krosigk und wünschen ihm und seinesgleichen noch viel Erfolg im nimmer enden wollenden Kampf gegen das Böse und die ihm verbündete Mikrobe der menschlichen Dummheit.

Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod

von Herrn Bastian Sick

B. St. Fjöllfross

Es gibt sie also noch – die Offenbarungen! Nein, nicht dieser unsägliche Albtraum jenes Johannes, der auf seinem Patmos-Urlaub irgend etwas Unrechtes gegessen haben wird. Wir sprechen von einem Büchlein, dessen Autor zur Verteidigung eines der kostbarsten Kulturgüter antritt, welches die Deutschen von Ihren Eltern erben durften: der Muttersprache.

„Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“ heißt der kleine Edelstein und ist bei Kiepenheuer und Witsch erschienen. Schon die Verleger sprechen für die Güte des Werkes. Nun also...

Da kommt ein Gralsritter zum Schutze der furchtbar gebeutelten deutschen Sprache einhergaloppiert, mit eingelegter spitzer Lanze, alles niederreitend, was sich ihm stotternd und plappernd in den Weg stellt.

Und sie fallen um, reihenweise, die da täglich und in wahrer Lumpenmanier die Jungfer Sprache vergewaltigen und zurichten, daß es Gott erbarm. Er zerrt sie aus ihren Löchern und Verschlügen. Gnadenlos schleift er sie an den fettigen Haaren ins grelle Licht und prügelt auf sie ein, daß es einem warm wird ums Herz.

Nicht daß er besonders grimmig wäre. Nein, mit einem feinen Lächeln auf dem Gesicht tjostiert Herr Sick gegen die Sprachverhunzer. Dabei avanciert er nicht einmal so sehr gegen Minchen Müller, oder Sandy und Lasse, wie sie heute heißen. Die werden ungerührt ihren Jargon weiterstöhnen, wie das ihre Altvorderen schon seit Jahrhunderten taten.

Denen Professionellen aber, denen Redakteurs und verkehrten Journalisten, die sich vom Dummsprech infizieren lassen, diesem Volk klopfte Herr Sick weidlich das Fell. Denn das sind die von Gott und ihrem Berufsstand befohlenen Gardisten, denen Schutz und Pflege der deutschen Muttersprache eine heilige Pflicht zu sein hat.

Sie haben den Ton vorzugeben und ihn nicht um schnöden Mammons Willen aus der Gosse aufzupicken um ihn dann unkritisch und undifferenziert wiederzukäuen. Wir Landboten sind nur armselige Bauern in diesem Spiel – aber wir wissen uns auf der richtigen Seite! Dennoch, ob unsere Gazette dem geschulten Auge eines wahren Meisters der Muttersprache stets würde standhalten können, das ist fraglich.

Soviel zur Sonnenseite der Angelegenheit. Was uns bedrückt ist, daß der Zwiebfisch – obschon im großen Gebäude des Spiegel mit einer Festanstellung geadelt – doch eher ein marginales Dasein fristet. Mundpropaganda trug seinen Namen erst in unsere Ohren. Spiegel Online... Es macht Mühe, seine Kolumnen zu finden. Für die älteren Artikel muß man blechen. Da steigen viele aus. So setzen gute und scharfe Schwerter Rost an. Es ist geradezu ein Trost, daß einige der brillanten Ausführungen nun zu einem Buche gebunden wurden, welches sich noch dazu einer beachtlichen Resonanz erfreuen durfte. Wir vernehmen mit Freude, daß dieses Buch schon eine Fortsetzung gefunden hat. Der Autor dürfte kaum Gelegenheit haben, über eine zu geringe Nachfrage seiner Werke Klage zu führen.

Das wird die Linien der Verteidiger der gequälten deutschen Muttersprache wieder etwas stärken – hoffen wir. Das uns am Bedeutsamsten Scheinende aber ist, daß Herr Sick den Leser zum Nachdenken über den Gebrauch der Sprache zurückruft. Viele Dinge, die sich aus Bequemlichkeit, Gedankenlosigkeit oder dummem Imponiergehabe eingeschliffen haben, werden nicht mehr hinterfragt, obgleich sie teilweise völlig unsinnig sind.

Die deutsche Sprache, wir betonten es in einem anderen Artikel des Landboten* bereits, ist mit einer riesigen und sehr fein abgestimmten Silbermannorgel zu vergleichen. Wird dieses Instrument nicht nach der Kunst traktiert, so lassen sich bald greuliche Dissonanzen vernehmen.

In jedem Falle aber verrät der Sprachgebrauch sehr viel über das Individuum. Sind die Leute zwar in der Öffentlichkeit oft peinlich bemüht, ihre Identität sowohl, als auch körperliche Gebrechen zu verbergen, so ist es vielen von ihnen um ihr Psychogramm weit weniger zu tun. Sie posaunen es hinaus und exhibitionieren den meist unansehnlichen Geist in wahrhaft erschreckender Weise.

Gegen Runzeln und Fältchen helfen manchmal Salben und Pasten. Da wird drauflos gespachtelt und getuscht, was das Zeug hält. Prothesen ersetzen fehlende Gliedmaßen. Das immaterielle Erscheinungsbild aber bekümmert kaum jemanden. Hier würde Herrn Sicks kleines Büchlein schon gute Kosmetik liefern.

Es ist pure Dummheit, enorme Summen auf den Erhalt der höchst flüchtigen physischen Schönheit zu verschwenden, deren Verfall sich doch nicht aufhalten läßt. Ganz im Gegenteil – irgendwann wird es peinlich.

Das Kapital im Kopf aber bringt Zinsen. Der Geist vermag mit zunehmendem Alter schöner, geschmeidiger, eleganter zu werden, wenn man ihn denn frisch und rege erhält und kein organisches Leiden die Suppe versalzt.

Ein wesentliches Vehikel des Geistes ist und bleibt nun mal eine sauber gebrauchte und, auf den Wortschatz bezogen, umfangreiche Sprache. Sie ist das Transportmittel der Gedanken. Wo dieses dahinrumpelt wie ein maroder Schinderkarren, da sind blühende Geistesleistungen selten. Das armselige Gestöhne und Geächze der Hilflosen, deren rudimentärer Sprachschatz eine vernünftige Artikulation mit Erfolg verhindert, gemahnt zuweilen an ein unwürdiges Trauerspiel. Die ungezählten „Äh's“ sogar bekannter Moderatoren und Reporter treiben uns Tränen in die Augen.

Herr Sick bietet einen jedermann zugänglichen Weg, diesem peinlichen Dilemma zu entfliehen. Nur nutzen muß ihn ein Jeder selbst.

* siehe die drei Sprach-Artikel des 1 Volumens des Landboten:
Sprache 1; Sprache 2 Sprache in der Wissenschaft, Sprache 3 Über die geistlosen Kunstwörter

Der Knappe des Königs

von Heinz Ebert

K. K. Bajun

Man schrieb das Jahr 1984, das fünfunddreißigste Jahr der DDR, als der Verlag Neues Leben zu Berlin in der Reihe „Spannend erzählt“ ein Buch von 263 Seiten herausbrachte, welches in Romanform die Epoche der beginnenden Ostexpansion durch den sächsischen König Heinrich I. thematisierte.

Hauptheld dieses Buches ist ein böhmischer, sprich slawischer Junge von sechzehn Jahren, der als persönlicher Knappe des Königs dem sächsischen Herrscher Heinrich I. aus dem Geschlecht der Liudolfinger dient. Manche Irrungen und Wirrungen führen ihn im Verlauf der Handlung an die Brandenburg, die von Heinrich im strengen Winter 928/929 erobert wurde.

Dort findet er zu seiner wahren Nation – der slawischen nämlich – setzt sich an die Spitze eines Stammes und wechselt somit die Fronten. Von nun an führt er geschult und mit Insiderwissen versehen den Kampf gegen die sächsischen Eroberer, der wie wir wissen, im Jahre 1130 nach zwanzig Jahrzehnten Widerstand für die westslawischen Stämme endgültig verloren ging.

Für uns Ostelbier, die wir allmiteinander Kinder dieser Ostexpansion sind, attrahiert das Sujet sicher mehr Interesse, als es das für beispielsweise einen Bayern oder Schwaben täte.

Doch ist das nicht der Grund, warum wir diesem Buche eine Besprechung widmen. Der Stoff selbst wurde recht simpel verarbeitet. Er lohnt des Aufhebens nicht.

Was dieses Buch eine nähere Betrachtung wert erscheinen läßt, ist vielmehr der historische Kontext, in dem es geschrieben wurde. Nicht umsonst erwähnte ich eingangs, daß das Erscheinen dieses Werkes in die Ära der ehemals Größten DDR der ganzen Welt fiel, deren Machthaber sich etwas darauf zugute hielten, Aftervasallen der einzigartigen und unbesiegbaren Sowjetunion zu sein. Neununddreißig Jahre zuvor hatte die slawische Supermacht das Deutsche Reich nicht nur vom Hitlerfaschismus befreit, sondern in einem Aufwasch auch noch die Eliminierung des freien Gedankens konsolidiert.

Künftig galt nur noch, was dem „Großen Bruder“ genehm war. Dessen Sicht auf historische Ereignisse war verbindlich.

Die sowjetische Besatzungszone entblödete sich daher beispielsweise nicht, das lächerliche Scharmützel auf dem Peipussee, bei dem ein paar deutsch-litauische Schwertbrüder von einem Haufen zerlumpter Russen zusammengewürdet wurden, weil die schweren Panzerreiter auf dem Eise ständig ausglitten und einbrachen, als heroische Schlacht wiederzukäuen. Alexander Newskij, der Speichellecker an den mongolischen Herrscherhöfen, die zu dieser Zeit Mütterchen Rußland fest im eisernen Griff hatten, wurde als Befreier der heiligen russischen Erde gefeiert.

Er hatte sozusagen eine allererste Schlacht des siebenhundert Jahre später stattfindenden Zweiten Weltkriegs geschlagen und mit den faschistischen Eroberern aus dem bitterbösen Westen aufgeräumt. Lachen Sie nicht! Die Bolschewisten tickten so. Ständig waren sie auf der Suche nach historischen Parallelen, um die eigene Existenz zu rechtfertigen. Woher sie diesen Spleen hatten? Na, aus der Bibel! Woher denn sonst? Dort beruft sich doch das

seiner selbst noch sehr unsichere, blutjunge Christentum auch stets und ständig auf Passagen aus dem Alten Testament, die angeblich auf das Neue prophetisch verweisen. Tja, das ist schon schwach und trieb seltsame Blüten. Offiziell waren die Kommunisten ja diejenigen auf diesem Planeten, die die Zukunft für sich gepachtet hatten.

Gab es irgendwo irgendeinen Fortschritt in irgendeiner gesellschaftlichen Entwicklung, so wurde die progressive Partei zunächst bejubelt. Legte sie doch einen Meilenstein auf dem Wege zu den Gralshütern des Futurs zurück. Wurde sie dann dekadent und reaktionär, dann war es Zeit für die nächste Revolution. Hauptsache, schön pathetisch und blutig und heldenhaft.

Aber so ganz heimlich, still und leise begann sich die historisch kommunistische Katze in den eigenen Schwanz zu beißen: Was tun mit den entwicklungstechnisch unterlegenen Slawen des ostelbischen Raumes?

Hätte man nicht die Panzerreiter König Heinrichs würdigen müssen, die sich um die erste christliche Jahrtausendwende herum anschiekten, einer wendischen Gesellschaft von Jägern und Sammlern an der Schwelle zum Frühfeudalismus einen gewaltigen Fortschrittssprung nach vorne zu verschaffen – hin, auf dem unvermeidlichen Wege zur Befreiung der Menschheit von Willkür und Ausbeutung?

Im Prinzip schon. Aber die Sache hatte einen Haken! Erstens: die Panzerreiter waren sächsisch, sprich: deutsch. „Deutsch“ aber war per se für die Sowjetunion und ihre Satelliten ein Begriff, der hart am Limes des Faschismus angesiedelt war. Und Zweitens: sie kamen aus dem Westen, dem für den Osten traditionellen Hort des Bösen. Drittens und letztens: sie rückten slawischen Völkern auf die Pelle.

Da die Sowjetunion als slawisches Oberhaupt eine generelle und nicht zu bremsende Friedlichkeit für sich reklamierte, mußte das selbstredend auch für jeden slawischen Stamm gelten – natürlich inklusive rückwirkend!

Die Wahrheit sah grundsätzlich anders aus: Die Ostelbier, die nach der Völkerwanderung die verlassenen germanischen Gebiete besiedelt hatten, waren oftmals schlimme Räuber, die nicht weniger als die berühmten Wikinger – oftmals mit den nomadisierenden Ungarn im Verbund – die sächsischen Gauen in blutigen Expeditionen heimsuchten.

Doch diese Sichtweise war den kommunistischen Machthabern verpönt. Sie palaverten etwas diametral anderes. Dabei hielten sie sich geschickt an Halbwahrheiten:

Natürlich sprach das frühdeutsche Erbrecht nur dem ältesten Sohn einen Gesamtanspruch auf das väterliche Erbe zu. Die anderen mußten sehen wo sie blieben. Eine andere Regelung hätte bald zu einer sinnlosen Zerstückelung eines jeden Erbes geführt.

Das begünstigte natürlich eine auf militärische Eroberung fremder Gebiete orientierte Haltung in der waffentragenden Bevölkerung. Keine Frage! Klar ist auch, daß die Kirche einen eindeutig expansiven Anspruch schon in ihren Statuten vortrug, welcher den feudalen Eroberungsgelüsten weltlicher Herrscher nur zu gelegen kam. Der Rest kommunistischer Geschichtsinterpretation ist purer Mummenschanz.

Doch genau dieser hanebüchene Blödsinn diktierte kommunistischen Autoren den Stoff in die Feder. Es galt mit einem dünnen Anstrich von scheinbarer Objektivität herauszuarbeiten, daß die sächsisch-deutschen Eroberer Prototypen der späteren faschistisch-imperialistischen Gegner der

Sowjetunion waren. Zu weit hergeholt? Mitnichten. Besorgen Sie sich das Buch „Rauher Wind am Birkhuhnsee“ von Rolf Kahl (Kinderbuchverlag Berlin, 2. Auflage 1973)! Sie werden die oben getroffene Aussage Wort für Wort bestätigt finden. Das zieht sich durch die lokalhistorische Literatur der DDR hindurch wie ein roter Faden.

Kein Kniff wurde ausgelassen, um diese Faktenverdrehende Forderung nach Geschichtsretuschierung zu bedienen. Da wird der Protagonist von Herrn Eberts Buch von den Deutschen Wenzel genannt.

Die Slawen hingegen sagen allesamt trotz Zbraslav zu ihm, was eine slawische Entsprechung zum deutschen Wenzel ist. Recht so! Wir wollen auch bald vergessen, daß Wroclaw auf deutsch Breslau heißt, nicht wahr!

Sprechende Namen finden Verwendung: Da klagt ein sächsischer Kaufmann mit dem bezeichnenden Namen Ortwin Schiefhals einen wendischen Fernkaufherrn namens Ljub an.

Feige und verschlagen wird die sächsische Krämerseele geschildert, edel und aufrecht, selbstsicher und von angenehmem Charakter der Slawe. Und übrigens: Ljub bedeutet „der Liebe“. Plumper geht's nicht.

Ein bißchen obligatorischen Herzschmerz in die krude Geschichte hineingerührt und fertig ist der verlogene Brei: Eine slawische Marianne führt unseren schwanzgesteuerten Helden auf den rechten wendischen Knüppeldamm. Sie heißt Ludmilla, schade eigentlich, aber das braucht uns nicht weiter zu beunruhigen.

Verstörend sind die Mittel, mit der hier selbst in Bereichen unterhaltender Prosa Ideologie verramscht wird, wie fauler Fisch. Die oben erwähnte Zeichnung der gegensätzlichen Charaktere erinnert in ihrer gandenlosen Primitivität sehr an Julius Streichers Stürmer.

Das einzige, was man Herrn Ebert zugute halten möchte, ist, daß sich sein Bösartigkeit nicht gegen lebende Personen richtete.

Dennoch ist auch Autoren wie Herrn Ebert und Herrn Kahl und all ihren zweifelhaften Mitstreitern der unbedingte Vorwurf zu machen, daß ihre literarischen Beiträge zu einer mindestens so gestörten Identitätsfindung heranwachsender Deutscher beitrugen, wie es die Nationalsozialisten unseligen Angedenkens zu verantworten haben.

Man darf diese Literatur niemals vernichten. Nie! Aufbewahren für alle Zeit! Denn sie legt Zeugnis ab von der ideologischen Verblendung ganzer Generationen. Geschichte ist immer ein Fundament.

Derjenige, der dieses Fundament zu fälschen sucht, der den Keim der Lüge in dieses Fundament legt, muß sich nicht wundern, wenn das Gebäude, das er zu errichten trachtet, vom ersten Stein an instabil ist. Ihm ist kein Bestand beschieden.

Das ist die wertvolle Lehre aus solchen Machwerken mit pseudohistorischem Anspruch. Lest sie mit kritischem Auge! Überdenkt sie mit wachem Verstand und solidem historischem Wissen! Geht diesen Verführern in höherem Auftrag nie wieder auf den Leim.

Denn sie säen den Unfrieden zwischen den Menschen und den Völkern. Sie lassen verlogene Friedenstauben flattern, während sie hinterrücks an Schwertern schmieden! Ihre Werke zeugen wider sie. Aber Du, Leser, mußst das erkennen! Das ist Dein Job!

Der Laden

eine Trilogie von Erwin Strittmatter

K. K. Bajun

Es wird wohl diese ungeheure Authentizität sein, die dem Opus eine solche Faszination verleiht. Ja, so war's, so und nicht anders. Herr Strittmatter trifft den Nagel auf den Kopf, mit jedem Wort und jeder Zeile. Mit jeder Szene, die er zeichnete, entwarf er detailgetreu die Landschaft und die Leute, die in ihr lebten.

Mit derselben, wie mit einem Skalpell herauspräparierten Bildhaftigkeit beschreibt er einen Bauernhof, eine Ladeneinrichtung, eine Seele. Eine Seele? Nein, es sind derer Dutzende, die vor dem Röntgengerät seiner Dichteraugen vorüberparadieren. Keine wird vernachlässigt. Keiner wird auch nur für einen Moment zuwenig Aufmerksamkeit geschenkt. Er blickt ganz, ganz tief hinab. Und das ohne bloßzustellen. Man findet sich wieder, ohne von peinlichem Schmerz berührt zu sein. Ist das der Stempel wahrer Meisterschaft?

Bossgom, ein Dorf der Lausitz, am Anfang des 20. Jahrhunderts. Achthundert Jahre nach der vollendeten Ostkolonisation ist das Dorf noch immer geschieden in die Deutschstämmigen und die wendischen Kitos, die weiter hinten rangieren.

Es ist ein ärmliches dörfliches Leben, gekennzeichnet von harter Arbeit und vielen Entbehrungen. In dieser Umgebung wächst er auf, der Erzähler. Inmitten eines intakten Familienverbandes. Intakt? Denkste!

Herr Strittmatter verfolgt die Lavaströme, die unter nur dünner Oberfläche dahinziehen – glühend und verheerend. Da sind die Großeltern, die sich schützend vor ihre Kinder stellen, selbst wenn diese offenkundig im Unrecht sind. Da ist der Vater, der – obwohl eigentlich das Familienoberhaupt – regelrecht an den Rand gedrängt wird. Da ist das Hausmädchen, das den Traum aller kleinen Großstadtklerikinnen träumt und ein mehr als leichtsinniges Verhältnis mit dem Vater beginnt. Da ist die Mutter, die vom gesellschaftlichen Aufstieg träumt, an den wachsenden Anforderungen jedoch scheitert. Und da ist Esau – der junge Erwin Strittmatter. Ein aufgeweckter, mitunter etwas verträumter Junge mit feuerroten Haaren.

Es ist sein Weg, seine Biographie, seine Sicht der Dinge, die da erzählt wird. Wie sieht ein kleiner Junge, ein Heranwachsender die Welt? Wie versteht er, was um ihn herum passiert? Wie faßt er die Spannungsfelder auf, die zwischen denen hin und her wabern, die ihm die Nächsten sind? Kann man das glaubhaft wiedergeben? Herr Strittmatter kann es. Eben das machte ihn zu einer Galionsfigur ostelbischer Schriftstellerkunst.

Der Autor richtet nicht – er beschreibt mit zarter Feder – und doch... Wir erkennen uns wieder. Wir, die wir in ebensolchen ziegelroten Vierseitenhöfen aufwuchsen, in einem märkischen Dörfchen, umgeben von Eltern und Großeltern, von deren Ansichten und Kontroversen, die wir unseren Platz inmitten dieser kleinen Gemeinschaft einforderten und täglich zu behaupten suchten – wir lesen mehr in diesem Werk, als nur eine Familiensaga. Es schwingt in uns nach. Es spricht unsere Seelen an. Die Liebe, die uns von allen Seiten herangetragen wurde, die innerfamiliären Spannungen, welche die Erwachsenen so mühsam vor uns zu verbergen suchten – hier wird alles noch einmal lebendig.

Wie ein Scharfrichter befragt uns das Werk nach unserer eigenen Reife, nach unserer Souveränität, nach unserer Autonomie uns selbst gegenüber: Wühlt es uns auf? Stolpern wir über vergrabene Leichen in den Kellern unserer Seelen? Lauert da noch etwas Unverarbeitetes, das uns verfolgt bis zum heutigen Tage – nun, da auch unsere Haare sich zu grauen beginnen? Oder können wir gelassen lächeln, alles schon erlebt, verstanden, unseren Frieden gemacht?

Ein solch großes Werk der Literatur filmisch umzusetzen ist eine Herausforderung, an Kühnheit kaum zu überbieten. Die Gefahr zu scheitern ist immens. Wir ziehen den Dreispitz vor allen Beteiligten dieses Projektes – denn sie haben viel gewagt und am Ende – gewonnen! Das war ein unangefochtener, ein vollständiger, ein grandioser Sieg. Bravo! Diese Trilogie in Wort und Zelluloid ist ein unverzichtbarer Beitrag, eine Säule märkischer Heimatgeschichte.

Die CHarmonists

eine Vorstellung der Extraklasse am Brandenburger Theater vom 03. November 2005

K. K. Bajun

Sie glauben nicht an die Auferstehung? Dann ist es sicher, daß Sie am Abend des 3. November 2005 nicht im Brandenburger Theater waren. Denn dort wären Sie Zeuge einer Reinkarnation geworden. Nicht die des Herren der Christenheit, zugegeben! Doch was Sie gesehen und gehört hätten, wäre nicht minder beeindruckend gewesen, mein Wort drauf! Vor mir standen die Herren Frommermann, Biberti, Collin, Cycowski und Leschnikoff. Am Flügel saß Herr Bootz. Vor mir traten die Comedian Harmonists auf. Leibhaftig! Es gab keinen Zweifel – sie waren es!

In gewisser Hinsicht hatte die Zeit meine Generation benachteiligt. Denn als wir die Stühle im Parkett besetzten, war das berühmteste Herren-Sextett der Welt vom Destillat der brüllenden menschlichen Dummheit schon lange von der Bühne vertrieben worden. Was blieb und für alle Zeiten zu bleiben schien – das waren kratzige Schellackplatten, bearbeitete CDs und die Ohrwürmer, die man auch nach über einem dreiviertel Jahrhundert immer wieder mal vor sich hinsummte. Sagen Sie mal, und Hand aufs Herz: Summen Sie manchmal irgendeinen Trash-Titel vom letzten Jahre vor sich hin, einen aus dem unendlichen Repertoire der atonalen Dutzendware, die lediglich zur Berieselung dient; deren Protagonisten allzuoft nur aus der Tiefe der Anonymität hervorblubbern um sich dann regelmäßig an der Oberfläche zerplatzend ins Nichts auflösen, ihre Titel zerweht wie ein paar welke Blätter im Herbstwind...?

Aber das hier! Das steht! Das ist eingegossen in die deutsche Kulturlandschaft wie die Klassiker. Und man hört's und denkt: Das gab's nur einmal, das kommt nicht wieder!

Doch! Genau das erhob sich wieder aus dem Vergessen wie die Dresdner Frauenkirche – strahlend und wunderschön! Herr Vilsmaier nannte es: Die Legende kehrt zurück. Und recht hatte er. Da haben sich Sangeskünstler zusammengefunden, die ihr Brot an renommierten Opernhäusern verdienen. Die hatten die Idee, den als unkopierbar geltenden Glanz der Comedian Harmonists wieder zu neuem Leben zu erwecken. Und mit ihm den Humor, der diesen herrlichen Gesang begleitete. Die überragendste Kunst ist die, die das schönste Geschenk Gottes an den Menschen zuüßt: Das

Lachen! Weg mit dem verhaltenen Schlurfen durch den Escorial, weg mit dem wichtigtuersischen Gesicht im Louvre! Lachen, Lachen, Lachen! Diese sechs Herren verzauberten uns mit virtuosem Gesang, diese sechs Herren ließen uns lachen, die Komik war authentisch. Da war nichts Aufgesetztes, das Herz lachte. Herzen sangen, Herzen zeigten eine brillante Performance, Herzen lachten!

Das war das Wunderbare an diesem Abend. Die Wellen stimmten einfach zwischen der Bühne und dem Parkett. Zwischenapplaus, donnerndes Händeklatschen, begeistertes Getrampel, Zugaben wurden eingefordert und gewährt und die achtzigjährige Dame neben mir hatte Tränen in den Augen! Tränen? Ich sah genauer hin: diese Tränen liefen nicht über eine Haut, die von einem langen Leben gezeichnet wurde. Diese Tränen rannen über die Wangen des jungen Mädchens, das sie anfangs der Dreißiger Jahre war. Bubischnitt, Stirnband und Pfauenfeder. Verstehen Sie: Sechs Herren mit herrlichen Stimmen und einem wunderbaren Humor und großem Können glätteten Falten in einem alten Gesicht – welche Frau würde nicht davon träumen! Ich weiß nicht, ob das außer mir noch jemand sah. Dennoch, ich bin überzeugt: Für eine Stunde waren fünfundsiebzig Jahre ihres Lebens egalisiert, wie weggewischt. Für eine Stunde durfte sie wieder erblühend jung sein. Diese alten Augen zum Leuchten bringen..., wenn es nur das gewesen wäre, es hätte sechs Stimmvirtuosen allein schon zu höchster Ehre gereicht.

Dieser Abend bezauberte auch uns Landboten, die wir ihn genießen durften. Dafür danken wir den Herren CHarmonists! Dafür danken wir den Damen und Herren vom Brandenburger Theater um Herrn Intendanten Kneisel, die das goldene Händchen bewiesen, diese Ausnahmekünstler zu verpflichten. Und wir danken den Herrn Frommermann, Biberti, Collin, Cycowski, Bootz und Leschnikoff, die mit ihrer Legende die Grundlage für einen unvergesslichen Theaterabend schufen.

Die Litanei von den Gottesgaben

von Herrn Halldor Laxness

K. K. Bajun

Was ist wertvoll? Das Vermögen, ein Diamant, ein Haus, der Nerz der Gattin, die Rolex am Handgelenk? Nein, das ist alles eitler Tand, nicht des Erwähnens wert. Ein Buch von Halldor Laxness beispielsweise – das ist wertvoll. Das ist unvergänglich, das macht glücklich.

In seinem Werk „Die Litanei von den Gottesgaben“ erzählt Herr Laxness vom Hering und den Menschen, deren Leben an diesem Fische hängt. Er erzählt von seiner rauhen, sturmumtosten Insel Island, und er erzählt, das man meinen möchte, Herr Grimmelshausen ist auferstanden von den Toten oder ist doch nie gestorben.

Da ist der Autor, der sich als Vogelhändler ausgibt, ein Papageno gewissermaßen. Seinen Namen bekommen wir nie zu erfahren. Dieser Vogelhändler schrifstellert ein bißchen herum und läßt sich ansonsten durch die nicht minder rauhe Wirklichkeit der zwanziger und dreißiger Jahre des Zwanzigsten Jahrhunderts treiben. Und erstaunlichen Charakteren begegnet er, der Vogelhändler und Schriftsteller: einem menschlichen Großkapitalisten genannt Islandsbersi, einem Kapitän außer Dienst, der zum Vertreter einer Reykjaviker Bank bestimmt wurde, einem Bolschewiken, der von Island aus die Weltrevolution in Gang setzen will und einem anderen

Kommunisten, der eine Fabrik leitet, es aber ablehnt, in den Tagen der Revolution die Macht zu übernehmen. Was für eine Revolution? Nun, die welterlösende, die, von der die Internationale so tapfer schmettert. Stattgefunden hat sie in einem von Gott und der Welt verlassenem Nest an der Nordküste Islands und drei Stunden hat sie gedauert. Dann war der Alkohol alle und alles verlief im Sande.

Der ganze Irrsinn dieser Welt gefangen wie unter einem Brennglas in einem Fischernest, von dessen Existenz nicht einmal Gott etwas ahnt. Die Regierung in Reykjavik füttert das Volk mit Abfall und die Minke, das sind amerikanische Nerze, mit Apfelsinen, weil sie sich einen Zuwachs des Nationaleinkommens verspricht. Aber die Biester wollen die Südfrüchte nicht fressen und drehen lieber Enten den Hals um.

Die moderne Zeit würde von einer Grotteske sprechen, von schräger Literatur – wir nennen es: genial! Und wir wissen: im Falle Laxness hat sich das Nobelpreiskomitee nicht geirrt.

Herr Laxness drischt auf die sublim herausgearbeiteten Schwächen seiner Mitmenschen nicht mit der Keule ein. Geradezu mit sanfter Hand demaskiert er sie, zieht sie nackend aus, ohne sie bloßzustellen. Er karikiert mit meisterlich gesetzten Worten. Wir lachen bei der Lektüre, wir lachen und das Lachen bricht selbst das letzte Bollwerk der Dummheit, welches doch noch jedem aggressiven Geblaffe desinteressiert standgehalten hat.

Das ist der Humor von Pinsel – Heinrich, einem unserer wertvollsten Berliner, unserem Zille! Das ist die tiefe Liebe, die sich auch der geringsten Kreatur erinnert, der Blume hinter dem Müllkasten, der Zigaretten fressenden und alkoholabhängigen Ziege auf dem moddrigen Anger von Djupvik.

Es gibt Stimmen, die meinen, das Buch sei ohne Zusammenhang geschrieben worden. Liebe Leute! Wie jedes gute Buch ist es ein Spiegel Eurer selbst. Wer hier keinen Zusammenhang sieht, der soll das nicht dem Autor ankreiden, sondern eher die Defizite in der eigenen Bildung, der eigenen Seele kritisch beleuchten. Ab einem IQ, der sich deutlich von dem der eigenen Pausenstulle distinguert, ist der Zusammenhang kristallklar gegeben, der rote Faden zuverlässig gespannt.

Geht! Greint über die Werke Picassos und all seiner unglücklichen Nachahmer, wenn Ihr den Mut dazu habt – aber schweigt stille zu Laxness, denn ihr versteht ihn nicht.

Wie Heinrich Zille und Herr Grimmelshausen macht auch der große Barde vom Polarkreis keinen Bogen um Elend und Tod. Aber er haut ihn uns nicht um die Ohren. Er nimmt des Lebens blühende und des Todes knöcherne Hand und legt beide behutsam in die Unsrigen: Da, fühl! Und wir fühlen. Wir spüren.

Mit scheinbar trivialen Pinselstrichen malt der große Isländer das Wichtige, das Bedeutende, das Gravierende. Locker und leicht aus der Hand, ach, so sprudelnd, so unbeschwert...

Doch es ist ein tiefer, tiefer Ernst hinter dem Ganzen. Mindestens so tief, wie die eisige See rund um die feurige Insel Island. Der Autor hat es selbst anklingen lassen in seinem Werke, als er den Clown Grog beschwor – den ernstesten Menschen, den er je kannte. Halldor Laxness! Wir verbeugen uns vor Deinem großen Geist, vor Deiner Menschlichkeit, vor Deinem grundgütigen Herzen. Wir sind Deine Zeitgenossen – diese Erde durften wir teilen mit Dir – das ist uns Ehre und Verpflichtung zugleich!

Die Marienkirche und das Prämonstratenserstift auf dem Harlunger Berge

Aus Anlaß eines Vortrages vor dem Historischen Verein
Brandenburgs durch die Herrn Referenten Dr. Christian
Gahlbeck und Dr. Joachim Müller

K. K. Bajun

Wissen Sie, was ein Phantomschmerz ist? Nein? Ich sag's Ihnen: An ihren Gliedmaßen amputierte Menschen klagen häufig über Schmerzen in ebenjenen Gliedern, die sie seit der Amputation nicht mehr besitzen. Der Mann, dessen vollständiger linker Arm fehlt, hat höllische Schmerzen in der linken Hand. Nun, das ist neurologisch durchaus begründbar. Die zentralen Nervenzellen, die für diese Körperregion zuständig waren, sind ja noch da. Und sie melden sich irritiert. Und es tut weh! Wirklich. Es tut weh!

Und jetzt sage ich Ihnen noch etwas: Eine ganze Kommune, nichts anderes als ein großer Organismus, leidet an solch einem Phantomschmerz. Seit beinahe dreihundert Jahren geht das nun schon so. Am 1. April 1722 wurde die Chur- und Hauptstadt Brandenburg an der Havel endgültig und für alle Zeiten seiner Krone beraubt: Die legendäre Marienkirche und das angeschlossene Prämonstratenserstift auf dem Harlunger Berge fielen regulären Abrißarbeiten zum Opfer. Damals stand die für die Mark so unendlich wichtige Wallfahrtskirche fast zweihundert Jahre leer. In dieser Zeit wurde Baumaterial geklaut, sogar auf Verlangen der Eigentümer herausgebrochen, die Witterung tat ihr Übriges – es war ein Horror.

Die Menschen glaubten, Wichtigeres zu tun zu haben, als sich um eine viertürmige Kirche zu kümmern, die einsam auf einem Berge vor den Toren der Stadt stand. Hätten Sie jemandem von den Damaligen erzählt, wie enorm wichtig gerade dieses Bauwerk für die Stadt Brandenburg ist, man hätte schon um Ihre Willen eine Irrenanstalt erfunden.

Ja doch, ja doch – der Magistrat und der Dom protestierten, als unser alter König das ruinöse Gotteshaus sprengen ließ. Aber was hatten sie getan in den achtzehn Jahrzehnten vorher, um es zu schützen? Einen alten Mann und eine alte Frau hatten sie auf den Berg gesandt, die kein Lumpengesindel ferne zu halten vermochten, und benutzten das Gotteshaus trotzdem als Steinbruch.

Nein, das waren wohl Krokodilstränen, die da vergossen wurden. Brandenburger, ihr wart kurzsichtige, egoistische, nur auf eure Krämerseelen bedachte Kleingeister! Die unvermeidliche Rechnung dafür mußtet ihr dem Schicksal begleichen – auf Heller und Pfennig, mit Zins und Zinseszins.

Das, was euch wirklich hätte zusammenführen können, die übergeordnete steinerne Idee sozusagen, das weithin sichtbare Zeichen eures Stolzes und eurer Identität, euer Eiffelturm wurde euch genommen! Und – habt ihr daraus gelernt? Die Pfennige, die ihr am Erhalt der schönen Kirche auf dem Berge gespart habt, die zahlt ihr von nun an bis in alle Ewigkeit mit Summen ab, die euch schwindlig machen sollten. Ihr zahlt mit einem großen Teil eures Selbstbewußtseins. Ihr zahlt mit eurer Attraktivität. Der Teufel hole das Kriegerdenkmal, der Teufel hole die „Friedenswarte“! Wessen die Dreistadt am dringendsten bedarf, war, ist und bleibt ein zentrales Identifikationsobjekt, wie es Köln besitzt, und Aachen und Rostock und Magdeburg und Mainz und - ja, auch Dresden. Seit jüngstem wieder. Die Sachsen, die großartigen Sachsen, die Vielverachteten – sie haben sich nicht

mit dem Verlust ihrer geliebten Frauenkirche abgefunden. Sie haben ein Wunder vollbracht und George Bärs staunenswerter, herrlicher Kuppelbau steht wieder da, so, wie ihn Canaletto sah! Es ist ja nicht nur, daß halb Japan die Canon-Kameras auf das Wunder von Dresden hält – den Dresdnern selbst schwillt der Kamm vor Stolz. Wir – Dresden! Das ist die Botschaft.

Himmelherrgott, ihr sturen Brandenburger – begreift ihr denn nicht?! Der Marienberg, der Harlunger Berg ist seit mindestens zwei Jahrtausenden ein Zentral-Heiligtum. Man sieht ihn bis zur großen, dreispurigen Ost-West-Autobahn. Alles ist doppelt, ja dreifach gewesen in unserer gequälten und doch so überaus liebenswerten Heimatstadt: Die Kirchen, die Magistrate und Verwaltungen, die Denkweisen in den Köpfen. Wessen es am dringendsten bedurfte, das war ein zentraler Punkt, einer, der alles überragte, einer, der alles vereinte. Das war Triglafs Tempel, das war später die Marienkirche. Das war diese wunderschöne Perle norddeutscher Backsteingotik in Gestalt eines griechischen Kreuzes. Wollen wir alle mit Dr. Motte um die illuminierte „Friedenswarte“ tanzen? Wollen wir das? Nein, lieber Herre Gott! Da schick uns lieber den Kometen!

Sie war schön, sie war so schön, sie war die perfekte Harmonie. Und sie hatte es nicht verdient, auf so erbärmliche Weise unterzugehen. Die letzten Fundamentreste wurden 1960 von den Kommunisten beseitigt, als diese sich daran machten, ihren neunten Wasserkessel in den Berg zu bauen. Die Roten meinten es gut. Das soll ihnen niemand bestreiten. Aber sie hatten keinen Sinn für die höchst immaterielle Seele, ihre Kraft und ihre Bedürfnisse. Das hat ihnen letztendlich das Genick gebrochen. Der letzte Stein aber verschwand vom Harlunger Berge. Was blieb, sind ein paar Ziegel im Militärwaisenhaus Potsdam, in den Kurien gottvergessener Domherren, in Oberst Massows Brandenburger Frey-Haus und unter der Chaussee nach Plaue – einem kleinen Stück der Reichs-, Fern- und Bundesstraße 1.

Ja, wir vom Preußischen Landboten fühlen einen Phantomschmerz, wenn wir den nackten, kahlen, seiner Krone beraubten Berg sehen. Und wir sehen ihn täglich. Der Schmerz brennt und wühlt in uns. Wir wissen, daß unserer Heimatstadt tagtäglich Unsummen verloren gehen, weil wir an unserem Haupte amputiert worden sind. Die häßliche Prothese, die uns 1974 übergeholfen wurde, schreckt eher ab, als das sie Gutes bewirkt. Wir sehen die Schemen unserer Marienkirche über dem Berge, wir sehen sie von jeder Himmelsrichtung und wir beneiden all das ignorante Volk, das nicht weiß und nicht wissen will und darum selig zu preisen ist.

Wissen kann weh tun! Es tut weh! Es brennt in der Seele!

Die Zauberflöte

In einer Aufführung des Brandenburger Theaters vom 25.
August 2006

K. K. Bajun

Den 25. August 2006 weilte der berühmte Salzburger Komponist Herr Mozart in der Chur- und Hauptstadt der Mark. „Wie!“ höre ich Sie rufen, „Der ist doch schon seit 1791 tot!“ Ja, wenn Sie das glauben, dann ist Ihnen seine Musik noch nicht ins Herze gedrungen. Da stand er, der kleine Mann mit der Tausend-Taler-Perücke und dem sündenteuren Zwirn – just neben Herrn Generalmusikdirektor Helmuth, und wohnte einer Wiederaufführung seiner „Zauberflöte“ bei. Diese Musik, diese Oper! „Die Zauberflöte“, das sind beinahe drei Stunden Gänsehaut, Euphorie,

Tränen in den Augen. Auf die Schultern wird er ihm geklopft haben, dem Herrn Generalmusikdirektor – „Großartig, Maestro! Ganz bravourös!“ Die Inszenierung selbst spaltete die Lager. Das Brandenburger Theater kooperierte mit der Berliner Hochschule für Musik „Hanns Eisler“, deren Studiosi – allesamt Anfangs- oder Mittzwanziger – in der Regie von ihrem Professor Herrn Prohaska geführt wurden. Sie brachten durch die Bank weg großartige Stimmen zu Gehör.

Unseren besonderen Applaus verdienen dabei die zahlreichen Künstler aus dem ostasiatischen, vorwiegend südkoreanischen Raum, die ja nun mit einer völlig anderen Sprache, Syntax, anatomischen Kehlformung aufwuchsen und sich desungeachtet so tapfer und beachtlich präsentierten. Doch über die Geschenke für die Ohren wird noch zu berichten sein. Was einzig bei großen Teilen des Publikums Befremden hervorrief, war die szenische Gestaltung des Werkes, die kaum mehr an dessen „egyptische“ Ursprünge erinnerte.

Die „Zauberflöte“ ist ja nun bekanntermaßen eng mit dem Wirken freimaurerischen Geistes verbunden, welcher seine Wurzeln lange vor der Champollion'schen Hieroglyphendechiffrierung auf die Weisheit der alten „Egypter“ zurückführte. Demzufolge sind wir der Ansicht, daß dieses Werk ein Kompositum sein muß aus der Musik, der Darstellung UND eben des Bühnenbildes, respektive der Kostümauswahl. Dieser letzte Punkt, bei dem schon Schinkel seine unvergessenen Maßstäbe setzte, wurde bei der Brandenburger Aufführung vom August 2006 mit experimentellem, gleichsam kühnem Schwung verworfen.

Nichts dagegen, daß das feste Bühnenbild, während des ganzen Stückes nicht verändert, eigentlich ein halbkreisförmiger Bretterzaun war. Dieser Zaun wurde zur Projektionsfläche von aner kennenswerten visuellen Effekten, die sehr wohl in der Lage waren, die Handlung sowohl emotional zu begleiten als sie auch akzentuiert zu unterstreichen.

Einzig irritierend in diesem Konzept erschien uns die Darstellung der drei sarastrischen Tempel als erratischer Block in Gestalt einer wahrscheinlich fernöstlichen Wohnmaschine.

Wer in einem solchen Arbeiterschlafregal Tugend, Weisheit und Liebe zu finden trachtet, wird lange suchen müssen. Die ursprüngliche Botschaft der Szene versandete wie ein Fluß im Wüsten-Waadi.

Wahrhaft erschreckend war die Kostümierung. Mein Gott, wenn es denn eine modernistische Interpretation sein soll, dann zieht den Akteurs halt Anzüge mit Krawatten und Hosenröcke an. Wenn's denn sein soll...

Aber Sarastro zu einem afrikanischen Despoten zu stilisieren, der uns in schwerste Wahrnehmungskonflikte brachte: „Idi Amin Dada von Uganda oder doch der Hüter der Weisheit und der Menschlichkeit?“ – Sie verstehen, beides zutiefst diametrale Charaktere – das war harter Tobak! Die Zauberflöte ist in ihrem Handlungsstrang gewiß nicht das konsequenteste Stück, und einige Ansichten des großen Philanthropen Sarastro wären nach unserer gegenwärtigen Auffassung schon therapiebedürftig, aber das...?

Die drei Damen der Königin der Nacht, die so hinreißend sangen, sollen den Typus „Genius der dunklen Seite“ verkörpern. Diese Damen als Lara-Croft-Verschnitt auftreten zu lassen, hieß diesem Anspruch vollumfänglich gerecht werden. Der letzte Zweifel schwand, als die drei Nachtigallen die Sing- mit den Sprechpartien vertauschten. Der flapsige Gegenwarts-Slang tat wirklich weh. Nein, Kinders, das geht nicht! So böse sind die drei ja schließlich auch nicht. Sogar Kinskis Phantom der Nacht wußte sich stilvoller zu bewegen.

Ganz übel wurde vom Kostüm den drei Knaben mitgespielt, deren Verkleidung einzig der Albtraumproduktion dienlich war. Drei mal Lagerfeld als untoter Albino – das rüttelte am Nervenkostüm.

Und was hatten in den Heiligen Hallen, aus denen man Gewalt und Rache verbannt hatte, Söldner mit Reichswehrstahlhelm und Maschinenpistole verloren? Gewappnete – ja. Aber eine belgische Kolonialtruppe aus dem Kongo?

Die Farbe Weiß verkörpert in unserem Kulturkreis die Unschuld, Reinheit und Freude. Auch hier wurde in unseren Seelen der Kampf zwischen dem Gesehenen und der kulturellen Prägung entzündet. Auch hier hätte der Kontrast zwischen den Vorgaben des Stückes und der Aussage der Umsetzung nicht größer sein können.

Einzig die Damen und Herren aus Korea werden das Ganze wohl anders, treffender beurteilt haben – gilt doch in Fernost die Farbe Weiß als Zeichen der Trauer.

Preußen ist die Heimat der Toleranz. Das verpflichtet zu Neugier und Offenheit auch modernen Ansätzen gegenüber. Wir werden den Teufel tun, das Stück zu verreißen. Dazu muß man die Gesamtauführung auch viel zu differenziert bewerten. Das Brandenburger Publikum tat genau das bei dem langanhaltenden Schlußapplaus ganz intuitiv. Das ging von Trampeln, Johlen und frenetischen Klatschen bis zum vereinzelt „Buh!“. Letzteres war dem Bühnenbild und der Kostümierung geschuldet.

Getrampelt wurde für Herrn Roman Grübner, der den Papageno gab. Er zog sich die maßgeschneiderte Rolle Herrn Schikaneders über und – drückte ihr seinen Stempel auf!

Erst 26 Jahre alt – eine wunderbare, kraftvolle Stimme – ein gesangliches Talent von Format – ein Schauspieler, der mit dem Anspruch antritt, sein Publikum glücklich zu machen – seine brillante Kunst und sein natürlicher, völlig ungekünstelter und warmherziger Charme haben ihn dieses gesteckte Ziel souverän erreichen lassen. Ihn wiederzusehen wird uns immer das größte Vergnügen bereiten.

Ein weiterer Höhepunkt verdient hervorgehoben zu werden: Frau Heidi Elisabeth Meier aus Nürnberg gab und sang die Königin der Nacht. Die Arie! „Der Hölle Rache kocht in meinem Herzen...“ Jeder weiß es: diese Arie fordert alles! Was für Koloratursopranistinnen haben nicht schon ihre Standards an dieser Arie abgesteckt! Das ist wie der legendäre Weitsprung von Bob Beamon. Das ist wie die Erstbesteigung des Mount Everest. Da ranzukommen – das ist wirklich schwer. Mit Bangen wurde die Arie erwartet – mit lichter Begeisterung wurde sie quittiert. Perfekt, Frau Meier! Der kleine Mann aus Salzburg, der Unsterbliche, der hat Ihnen applaudiert – ich hab's gehört.

Traurig stimmt allerdings, daß die Brandenburger es bei einem, sicherlich forcierten Applaus belassen. So etwas Grandioses bekommen ihre Ohren zu hören – und sie bleiben auf den Sitzen kleben? Sie fordern sich keine Szenenwiederholung ein? Meine Damen und Herrn auf den Rängen und im Parkett: man kann nicht nur auf der Bühne „Provinz“ spielen, man kann auch im Zuschauerraum „Provinz“ klatschen.

Alles in allem hat uns diese Aufführung mit einem glücklichen Gefühl nach Hause fahren lassen. Wenn die Stadt eines Tages soviel leistet, wie jetzt schon ihr Theater, dann hat sie gute Aussichten, an ihre einstige Geltung anzuknüpfen.

Geschichten auf Gold

Bilderzählungen in der italienischen Malerei

eine Sonderausstellung der Berliner Gemäldegalerie vom

4.11.2005 bis zum 26.02.2006

K. K. Bajun

In der Berliner Gemäldegalerie am Kulturforum wurde dieser Tage eine bemerkenswerte Sonderausstellung eröffnet. Ein junger Museologe brachte das Bravourstück zustande, Fragmente eines ehemaligen Altars einer Florentiner Kirche zusammenzubringen und das Meisterwerk in beinahe kompletter Form zu präsentieren.

Das Besondere an diesem Altar ist der Umstand, daß der Schöpfer der Bildwerke, der Sienser Meister Ugolino di Nerio, seine plastischen Schilderungen theologischer Erzählungen auf Gold malte.

Selbst im schwerreichen Florenz des Jahres 1315 dürfte dies keine Alltäglichkeit gewesen sein. Zumal der Auftraggeber, für dessen Kirche Santa Croce das Kunstwerk geschaffen werden sollte, ein Bettelorden war. Es handelte sich nämlich um Franziskaner, die doch jeden irdischen Besitz ablehnten und Reichtümer und Kostbarkeiten zum Gotteslob für denkbar ungeeignet hielten.

So sehr die Kunst auch besticht – für einen Heiden wie mich ist der Besuch dieser Ausstellung, die sich mit einer sicherlich hochgradig ausgereiften, mittelalterlich christlichen Kunst befaßt, gleichbedeutend mit einem Gang durch ein Gruselkabinett.

Das vorgeführte frühe Propagandamaterial einer Religion, deren ursprüngliche Ziele die Befreiung des Menschen von Not und Leid waren, ist an naiver Brutalität und brutaler Naivität nicht mehr zu übertreffen.

Die Idee von christlicher Erlösung fußt zunächst einmal auf der Verdammnis des Lachens. Alle dargestellten Personen, selbst jene, die nicht gerade für ihren Glauben massakriert werden, sind von einer geradezu byzantinischen Strenge gezeichnet.

Die alte christliche Ikonographie einer auf pragmatischen Machtgewinn orientierten Weltanschauung verflucht die Freuden des Lebens als integralen Bestandteil des Lebens selbst.

Das ist erklärlich: War doch nicht die Verbesserung des irdischen Daseins postuliertes Ziel der Christen – an den weltlichen Verhältnissen zu rütteln erschien selbst diesen Träumern zu obskur – alle Gedanken richteten sich auf eine Optimierung der höchst zweifelhaften postmortalen Lage!

Daher rührte denn auch die hohe Bereitschaft mancher früher Christen zum Märtyrertod. Je größer, desto besser – wie man am Beispiel des auf einem Siebe gebratenen Laurentius konstatiert, der sich ehrlichen Herzens über die ihm angetane Marter freute. Sicherlich sie ihm doch nach seinem Verständnis einen Platz im Himmelreich.

In unserem heutigen aufgeklärten Zeitalter würden wir diese Leute als Hysteriker, von Psychosen und Neurosen geplagte arme Irre klassifizieren. Nicht umsonst sind überdurchschnittlich viele junge Frauen unter den Märtyrern zu finden. Auf den Fundamenten der Höllenqualen dieser bedauernswerten, fehlgeleiteten und fanatischen Menschen errichtete

Ecclesia ihre Fundamente, die sodann von recht bodenständigen Leuten beherrscht wurden, die es überwiegend vorzogen, andere zu rösten, statt selbst die Knochen im Sinne ihrer Wegbereiter hinzuhalten.

Der Pferdefuß, der dem Märtyrerkult anhaftete, war, daß sich die Märtyrerbewegung seit je aus der Opposition rekrutierte. Anders war sie ja auch schlecht denkbar. Etablierte Instanzen fordern immerwährend eine Bildung antagonistischer Strukturen heraus, deren zeitgenössische Vertreter kaum von den Machtinhabern zu vereinnahmen sind.

Das war die Crux, mit der der Vatikan zu kämpfen hatte, als er gegen die Albigenser, Katharer, Fratizellen vorging. Zu genau wußten die Kardinäle, welche Macht dem Märtyrertum innewohnt.

Und so achteten sie peinlich darauf, daß beispielsweise die Asche des 1415 zu Konstanz verbrannten Professors Johannes Hus in den Rhein geschüttet wurde, um jeder möglichen Reliquienverehrung einen Riegel vorzuschieben.

Doch kehren wir zurück zu den Bildern des ehemaligen Franziskaneraltars von Santa Croce. Was da an Legenden und Moritaten um Heilige zusammenfabuliert wird, wäre in unserer Zeit eine glatte richterliche Einweisung in ein psychiatrisches Fachkrankenhaus wert.

Da werden Wunder verkauft, die so unreal sind, daß man sich nur noch entgeistert an die Stirne greift: Wir sehen Bildtafeln, auf denen Maultiere und Löwen trotz ihrer animalischen Unvernunft doch die besondere Weihe eines heiligen Menschen, einer heiligen Tat oder eines heiligen Ortes erkennen. Was hätte sich je die unverbildete Kreatur über die Blödsinnigkeiten Gedanken gemacht, die von den Nackten Affen in einem Fort ausgeheckt werden!? Was dem Menschen in seinem krausen Wirrsinn heilig erscheint, daß nicht weder Pflanze noch Vieh an.

Auch wenn die Wirkköpfe das noch so sehr zu sehen wünschten. Jedoch – wir können getrost davon ausgehen: Die mittelalterlichen Konsumenten haben den Aberwitz geschluckt. Na ja, viel Grund uns darüber zu erheben, haben wir sicher auch nicht: Ich möchte gar nicht wissen, wie viele geistige Tiefflieger felsenfest an Scully und Moulder, an Star Trek und den anderen Blödsinn glauben, den uns die Flimmerkiste als moderne Ausgabe mittelalterlicher Bilderkunst vorsetzt.

Doch gehen wir ein paar Schritte weiter! Da spuckt ein anderer Heiliger seinem Gotte ungeniert in die Suppe, als er einen bereits verstorbenen Knaben wieder zum Leben erweckt. Der juvenile Zombie rennt dann auch spornstreichs mit betend gefalteten Händen durch die Weltgeschichte. Anscheinend soll er seine Wiedererweckung von den Toten, seinen Heiligen und das Wunder selbst preisen.

Aber wenn man sich die Szene genauer besieht, so kündigt er allen Betrachtern von der Widerborstigkeit des Heiligen Zenobius, die da offenkundig den Willen Gottes mit Füßen trat: Hatte nach christlicher Lesart der Herrgott das Knäblein nach Seinem Allerhöchsten Ratschluß etwa nicht zu Sich berufen? Wie sagt doch gleich der Gottessohn: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht!

Zenobius aber wehrte. Wir begegnen hier einem eklatanten ideologischen Widerspruch, der darin besteht, daß ein Heiliger, der sich doch durch besonderen Gottesgehorsam auszuzeichnen hat, offenen Ungehorsam demonstriert, was allerdings seiner Heiligkeit noch im besonderen Maße zugerechnet wird. Ja, ist denn das noch zu fassen!

Aber keine Aufregung! Es ist nicht zu befürchten, daß dieser Widerspruch irgend jemandem aufgefallen wäre. Ganz im Gegenteil: Gott ließ den Knaben nur zum Zwecke der Resurrection dahinscheiden, auf daß durch die Vollführung eines – natürlich gottgewollten – Wunders die Heiligkeit des Frommen offenbar werde. Soweit die offizielle Argumentation.

Wer die Macht hat, biegt sich nun mal jeden Schwachsinn so lange zurecht, bis er als lautere Wahrheit wahrgenommen zu werden hat. Die Kunst, die in der Ausstellung gezeigt wird, ist über jeden Zweifel erhaben. Das steht hier auch nicht zur Disposition. Aber wir sind unvermögend, diese Kunst von ihren Inhalten zu trennen. Wir, die wir die europäische Geschichte zur Genüge kennen, sind entsetzt im Angesicht der Geisteswelt, die sich uns offenbart.

Kristallklar liegt es vor uns, dieses unselige Ideenkonglomerat, denn zwischen seinen Produkten und unseren Augen schrumpfen sieben Jahrhunderte auf vernachlässigbare vierzig Zentimeter zusammen.

Eine Religion von durchgedrehten Fanatikern, hysterischen Spökenkiekern und Märchenerzählern hatte sich zu einer brutalen Weltmacht emporgelogen und gemordet.

Auf ihren Altären heuchelte sie Frömmigkeit. Meine Ureltern unterlagen diesen „Christen“ im Ringen um das Havelland. Sie bekamen daraufhin diesen ganzen dem Lande fremden Unfug so lange eingebleut, bis sie sich in ihrer erbärmlichen Not selbst tiefst innerlich daran festzuklammern begannen. Ich wandte mich schauernd ab.

Der Rabbi war sicherlich ein feiner Mann und ich bestreite seinen Anspruch, Gottes Sohn zu sein, keineswegs. Aber ich glaube fest, daß er diese verlogene Bande, die seinen Namen wieder und wieder beschwor, zum Tempel herausgedroschen hätte. Er hätte sie durchschaut, die solchen Mummenschanz zum Zwecke propagandistischer Verbreitung in Auftrag gaben.

Einen bedingungslosen Monotheismus einfordern und unsere alten Naturreligionen als Teufelszeug verwerfen, das ist eine Sache. Aber den Polytheismus durch das Hintertürchen unzähliger Heiligenviten wieder einzuführen, daß ist der Gipfel!

Wir können auch hier nicht die Kunst vom Inhalt trennen, sowenig wir das im Angesicht einer Statue von Arno Breker oder eines Propagandafilms von Leni Riefenstahl vermöchten.

Was wir aber können: Wir können uns tief vor der Andacht und der großen Kunstfertigkeit der Alten verneigen, denen ja keine andere Welt als die ihrige bekannt sein konnte und die daher besten Gewissens handelten. Und das tun wir.

Wir drücken Herrn Dr. Stefan Weppelmann unsere Hochachtung für die wissenschaftliche und organisatorische Glanzleistung aus, die es zu Wege brachte, die in aller Welt verstreuten Teile des alten Altars der Franziskanerkirche Santa Croce zu Florenz für die Dauer dieser Ausstellung in Berlin zu versammeln.

Wir wünschen der Ausstellung viele Besucher mit einem kritischen und hinterfragenden Blick. Einem Blick, der sich nicht so leicht von oberflächlicher Schönheit blenden läßt. Aber auch einem Blick, der sich der reinen Kunst an sich nicht versagt. Letztere nämlich bietet uns die Ausstellung im Übermaß.

Goldblond – verheerende Torheit

der neueste Langustier von Herrn Tom Wolf

K. K. Bajun

Als der jüngste Band der Preußenkrimis um den preußischen Geheimkommissär und Zweiten Maitre de Cuisine bei Friedrich dem Großen, Honore Langustier, in der Redaktion des Landboten eintraf, knallten die Sektkorken! Zu lange erschien uns die Zeit, die seit dem letzten Opus aus der Reihe Preußen-Krimi des bebra-Verlages vergangen ist. Und das, obwohl Herr Wolf beinahe im Akkord schreibt. Runzeln Sie mal nicht die Stirne! Sie denken an Konsalik und Konsorten? Nee, da sind Sie auf'm Holzweg! Herr Wolf ist ein Antipode dieser Skribenten: Dieser Autor aus Bad Homburg hat sich endgültig zum preußischen Mankell profiliert. Vielleicht ist es auch nicht zu vermessen, Herrn Mankell den schwedischen Wolf zu nennen.

Denn eines hat Herr Wolf seinem Kollegen aus Mitternacht voraus: Während sich dessen Held Kurt Wallander in einer notorischen Sinfonie der Schwermut bewegt, blinzelt und blitzt aus den Abenteuern des Zweiten Chefschefs unseres Großen Königs Zeile für Zeile ein köstlicher, ein superber, ein wahrhaft intellektueller und spitzbübischer Humor hindurch. Intelligente und herzerfrischende Unterhaltung, durchsetzt mit brillierenden Pointen: Kein Silvester-Feuerwerk macht vergleichbaren Effekt!

Es ist ja nicht so, daß wir nur eines Krimis teilhaftig würden! Da glauben wir beispielsweise, etwas von unserer Brandenburgischen Heimat zu verstehen – und Herr Wolf belehrt uns eines Besseren: Mit Detailatlas, der Zeitschrift „die Mark“, einem Automobil und einem Drahtesel bewaffnet, folgen wir den Spuren des detektivischen Küchenmeisters, während sich unsere in Fragen der Kochkunst wirklich exquisit beschlagene Frau Lektorin vergeblich müht, uns all die Delikatessen zu offerieren, die der Autor immer wieder in den Fortgang der Handlung einzuflechten versteht. Wir entdecken dabei uns bisher Unbekanntes, Neues, Interessantes aus unserer näheren Heimat – wie auch Herr Wolf in seiner im 18. Jahrhundert angesiedelten Handlung selten den Bezug zur Gegenwart verliert.

Es macht Spaß ein Buch zu lesen, dessen Sujet zwar – wie jeder Krimi – die abstoßendsten Verirrungen der menschlichen Seele zum Inhalt hat, diese aber in so unterhaltender, wortmalender und kenntnisreicher Art darbietet, daß man während der ganzen Lektüre nur eines bedauerlich findet: Wenn man nach der letzten Zeile den Krimi zuklappen muß. Denn jetzt beginnt wieder die schier unerträgliche Wartezeit...

Was hat er diesmal zu tun, unser Küchenchef? Alt ist er geworden und dennoch rüstig geblieben. Ein Traumgrundstück bei Potsdam – Wasserlage – und eine üppige Pension sollen seinen Ruhestand versüßen. Doch das ist nichts für einen umtriebigen Geist! Der muß gefordert werden.

Er hat „Glück“: Da selbst Mitmenschen, die sich erklärtermaßen den edelsten Werten zuneigen, eben nur Menschen bleiben, ereilt ihn auch bald der Ruf des Prinzen Heinrich, des markantesten und bei Weitem fähigsten Bruders unseres Königs: Der unzeitgemäße Tod geht wieder um im Preußenland und diesmal erwischt es Leute – die alle eines gemeinsam haben: sie sind Mitglieder in humanistisch orientierten Geheimbünden. Just in die Welt dieser Organisationen, die das Licht der Öffentlichkeit im Allgemeinen meiden, entführt uns die Handlung dieses Krimis. Es ist beinahe so eine Art „Foucaultsches Pendel“ – nur eben sehr viel kompakter, lustiger, spritziger – na, wir sagten es schon.

Mit Geschick stellt Herr Wolf seinem gealterten Detektiv dessen charmante, hübsche und blitzgescheite Urenkelin zur Seite und bewahrt sich somit eine Option, auch künftig dem Verbrechen in den preußischen Residenzen Potsdam und Berlin auf die Finger zu klopfen. Und wer weiß – vielleicht verschlägt es die junge Dame auch einmal in die Wiege der Mark, die alte Dreistadt Brandenburg an der Havel. Hier gäbe es sicher die ein oder andere criminale Mine auszubeuten...Man verzeihe uns den vorwitzigen Lokalpatriotismus.

Wir begegnen einem gewissen Geheimrat Goethe, der in liebenswürdigster Manier von seinem vergöttlichten Sockel geholt wird. Eine Nuance überzeichnet erscheint uns ebenfalls die Figur Prinz Heinrichs und das anatomische Theater Berlins rückt etwas zu nahe an das Prinzenpalais – aber das alles gewährt die dichterische Freiheit dem Autor mit Freuden. Sonst haben wir nichts, aber auch gar nichts zu mäkeln. Zu gut, zu sauber hat sich Herr Wolf ins preußische achtzehnte Jahrhundert hineinrecherchiert!

Mit aufrichtiger Begeisterung dürfen wir unserer verehrten Leserschaft – insbesondere den uns verbundenen Damen und Herren des Bibliothekswesens – dieses Büchlein ans Herz legen. Es ist im bebra – Verlag zu Berlin erschienen, dem mit der Bindung an diesen wirklich exzellenten Autor ein großer Wurf gelungen ist.

Möge Monsieur Langustier Eingang finden in das Pantheon der überregional berühmten Detektive und möge die Reihe der Preußenkrimis Herrn Wolfs aus der sicherlich aparten Ecke der Geheimtips hervorbrechen um die Herzen derer im Sturm zu erobern, die Erlesenes zu schätzen wissen!

Harry Potter und der Feuerkelch – der Film

K. K. Bajun

Was auch immer unter dem Strich bleiben wird – wir attestieren Frau Rowland unsere aufrichtige Bewunderung. Es ist vielleicht nicht der Einfallreichtum, den wir ihr insbesondere zugestehen könnten – der Stoff ist durch die Bank weg banal und allzusehr dem Horizont der Frau Rowland bekannten Welt verhaftet – und vielleicht wurde Potters Harry auch irgendwann einmal ein Selbstläufer.

Was nur fesselt Abermillionen vor allem Kinder und Jugendliche an dem Sujet? Ist es allein der Umstand, daß Potter bei den Teenies gerade „in“ ist? Daß der Junge oder das Mädchen riskiert, marginalisiert zu werden, wenn er oder sie nicht auf dem Laufenden ist?

Vielleicht spielt das eine gewichtige Rolle. Doch darüber hinaus? Nun, sie sind sicher fasziniert von einer Bühne, die durch ihre beinahe kongruente Parallelität zu der vertrauten Umgebung besticht.

Alle Archetypen, alle alltäglichen Problemstellungen der Schulkinder werden bis zum Abwinken durchgehechelt. Da ist nichts Neues auf weiter Flur. Raumschiff Enterprise in einer anderen Dimension.

Ja nicht einmal die Triebfedern zwischenmenschlicher Dynamiken werden bloßgelegt, wie es Herrn Tolkiens die menschliche Seele sezierender Herr der Ringe leistete. Banal – es ist einfach nur zum Gähnen banal!

Der ganze Schulklamauk, der da um einen eher unscheinbaren Antihelden gestrickt wird, träufelt, mit etwas Hokus-Pokus gewürzt, auf die dankbaren

jungen Konsumenten nieder, die sich – angewidert von den Problemen des Diesseits sowieso lieber in endlosen Tagträumen in eine andere verzauberte Welt hineinwünschen.

Dabei bringt Frau Rowland ein kongeniales Mittel zur Anwendung: Erstens läßt sie ihren Auserwählten und dessen kleines Team ein Rudel grauer Mäuse sein.

Das erleichtert die Identifikation des Publikums mit den Protagonisten ungemein. Schließlich besteht ja auch die Mehrheit der Zuschauer nicht aus Cheerleadern und Quarterbacks, sondern aus eben solchen Vertretern des grisen Mittelmaßes.

Zum Zweiten bietet sie die Taschenspielertricks aus dem Zauberkasten. Da kommt der eigentlich grummelige Lehrer und ruft den ewigen, aber eben leider starken Fiesling zur Reason.

„Mein Gott“, wird da mancher pickliger Knabe und manch überpuderter Backfisch schluchzen, „könnte der blöde Hund / die blöde Zicke aus meiner Klasse nicht ebenso mal vom Hammer meiner Gerechtigkeit getroffen werden?“ Sie merken, die Betonung liegt auf „meiner“!

Frau Rowland redet Abermillionen kleiner grauer Individuen nach dem Munde und darf daher die dankbare Masse abkassieren. Siehe Hedwig Courts-Mahler.

Das Rezept funktioniert durch alle Generationen. Vielleicht lächeln Sie jetzt und sagen: „Na, wenn's so einfach ist, warum schreibst Du nicht selbst so einen Schinken und setzt Dich hernach zur Ruhe?“ Ja, da liegt der Hase im Pfeffer.

Der Stoff selbst ist Dutzendware. Und ihn dorthin gebracht zu haben, wo er jetzt ist, dazu gehört eben nicht nur handwerkliches Geschick – sonst hätten wir schon Legionen von Multimillionären.

Der Markt ist überschwemmt mit dergleichen Märchen von der Stange. Viel Glück gehört eben auch noch dazu, ihn entsprechend zu plazieren.

Man muß die richtigen Leute treffen, die dann auch in der Lage sind, das Projekt auf die richtigen Geleise zu schieben und dann anzuschubsen. Einer der Lektoren eines amerikanischen Verlages, der das Pech hatte, Potters Potential völlig zu verkennen und so seinen Brötchengeber um ein Milliardengeschäft zu bringen, malocht jetzt in einer Fischfabrik bei Chicago. Und kein Zauberer, kein Wunderkraut, keine gute Fee holt ihn da raus!

Ach, was soll's! Das hat ja einen Unterhaltungswert, unbestritten. Und die Kinder und die erwachsenen Träumer sind glücklich. Das ist doch die Hauptsache. Die technische Umsetzung war hervorragend, die Schauspieler haben ihre Sache gut gemacht. Wir können niemandem raten, ins Kino zu gehen um diesen Film zu sehen – aber abraten werden wir auch nicht.

Irgendwann hat sich das Problem sowieso erledigt – die Protagonisten werden älter und dann wird die letzte Szene des Zauberlehrlings definitiv abgedreht. Kein Zauberstab wird daran etwas ändern.

Dann wird's wieder etwas anderes geben – wir dürfen gespannt sein. Die Geister, die Frau Rowland rief – wir werden sie wieder los. Sie ist vielfache Millionärin und braucht nie wieder ein Sozialamt von innen zu sehen. Darüber freuen wir uns am meisten. Sie hat es sich verdient.

Hedda Gabler

von Henrik Ibsen (1891)

(Hans-Otto-Theater Potsdam), Aufführung am Brandenburger Theater

Regie Amina Gusner, mit Katja Riemann, Peter René Lüdicke, Werner Eng, Anne Lebinsky, Andreas Herrmann

K. K. Bajun

Grandios! Das Brandenburger Theater hatte am 12. Mai 2006 seinem Publikum wieder einmal etwas ganz Besonderes zu bieten: eine moderne Neuinterpretation von Herrn Ibsens „Hedda Gabler“, die Hedda gespielt von Katja Riemann. Die, die kamen, durften sich nach dem achtminütigen Schlußapplaus glücklich schätzen. Die, die nicht kamen oder keine Plätze im voll besetzten Hause zu ergattern vermochten, die haben definitiv etwas versäumt. Hervorragendes modernes Theater – oft schon per se ein Widerspruch in sich – an diesem Abend stellte es sich unter Beweis.

Einer, der vehement und lautstark zum Applaus beitrug, war ein echter, attischer Faun. Ob Sie wohl wissen, was ein attischer Faun ist, Frau Riemann? Es gibt derer nicht mehr viele. Eine aussterbende Gattung. Sie brachten seine alten Augen zum Leuchten. Denn was diese Augen sahen, war nichts weniger als eine echte Diva, eine Mimin von Format. Ich will nichts von knisternder Erotik schwafeln. Zu ausgelatscht sind diese Pfade. Dennoch, eine echte Schauspielerin muß den Teufel im Leib haben – und Himmelherrgott – selten sah man diesen Herrn so schön Logis nehmen...!

Doch zu all dem später. Worum geht es in Henrik Ibsens Stück? Ein unausgefülltes, nach Luxus strebendes Dutzendmädels hat sich einen gestandenen, aber faden Kulturhistoriker namens Dr. Jörgen Tesman geangelt, der sich seinerseits mit dem kleinen Feuerkopf zu schmücken gedenkt. Ob er sie liebt? Wer weiß. Sie liebt ihn jedenfalls nicht – soviel steht fest. Was sie überhaupt liebt, das weiß sie auch nicht so genau. Kann ein solcher Mensch überhaupt lieben? Jadoch, da war mal was. Mit Tesmans ehemaligem Kommilitonen und congenialen Kollegen Ejler Lövborg. Sie hat ihn sausen lassen, denn Lövborg – eine Art Jakob-Michael-Reinhold-Lenz-Verschnitt – bezahlt seinen Genius mit einem ungefestigten Lebenswandel. So etwas kommt bei Frauen vom Typ der Hedda Gabler ganz schlecht an. Eine Affaire, ja – aber mehr auch nicht.

Und so wird die Hauptperson schier zerrissen vom Spannungsfeld ihrer inneren Leere. Es gibt noch zwei Randfiguren – einen besten Freund namens Assessor Brack und die kleine, farblose, graue Maus Thea Elvstad, die sich um das verkrachte Genie bemüht. Alles endet in einer Tragödie – der Verkrachte erschießt sich, als er im Suff ein bedeutendes Manuskript verliert. Die Dramatik steigert sich, als just dieses Manuskript der Hedda Gabler in die Hände kommt, die es dem ehemaligen Geliebten doch leichtlich hätte zurückgeben können, es aber aus kleinlichen Motiven heraus nicht tut.

Als der besoffene Lövborg weinerlich mit seinen Freitod kokettiert, reicht ihm Generalstochter Hedda eine Pistole aus der Sammlung ihres verbliebenen Herrn Vaters. Das Pistol geht zwar irgendwann los, doch es ist mitnichten ein pathetischer Selbstmord. Wir hoffen vergeblich auf eine Begegnung mit einem zweiten Kleist. Tragisch ist nämlich nur, daß sich Lövborg versehentlich erschießt, in einem Freudenhause. Hedda Gabler konstatiert darauf, daß alles, was sie täte, von bösem Mittelmaß gezeichnet sei. Hören wir da Salieris Gejammer? Sie tut dann das einzig Absolute ihres Lebens und erschießt sich selbst. Wohlgermerkt, wir zerren hier ein wenig an Herrn Ibsens Hedda Gabler und nicht an deren brillanter Darstellerin Katja

Riemann. Insofern dürfen wir uns diametral zu unseren verehrten Kollegen von der Vossischen äußern, die in ihrer Abendausgabe der Nummer 54 vom 01. Februar 1891 über die Uraufführung im Münchner Residenztheater kurz und bündig schrieben: Rolle gut – Mimin mies. Nein, ein Peer Gynt ist das nicht. Gemessen an den Urmetern der klassischen Tragödie jedenfalls, Shakespeares Heinrich V. oder den Giganten der klassischen griechischen Antike, schrumpft das etwas schal einherkommende Sujet beträchtlich. Aber muß ein Überdichter wie Herr Ibsen immer erste Wahl abliefern? Dem darf doch auch mal ein Ball vom Fuß rutschen, nicht wahr? Ach, tut Gönnerhaftigkeit mal gut!

Die vage Faßbarkeit des Stoffes muß wohl auch die Spielleiterin Frau Gusner gespürt haben. Ihre Adaption als Hommage zu Herrn Ibsens hundertstem Todestag hatte zweifelsohne ‚was! Spartanische Bühnenausstattung, Perspektive, Wasser, atmosphärisch hereinwallende, parfümierte Nebelschwaden – den Vierakter zum Einakter geschrumpft, ja, doch, das war eine wirklich solide handwerkliche Leistung. Es gelang Frau Gusner überzeugend, mehr aus dem Stück herauszuholen, als der Meister ursprünglich hineinzulegen vermochte. Hut ab! Das mach mal nach! Wenngleich wir jedoch hie und da mahndend den Zeigefinger erheben müssen: manche Geräuschapplikationen erfüllten schon den Straftatbestand der vorsätzlichen Körperverletzung. Nicht ganz so schrill, liebe Frau Regisseurin! Wir, Ihr Publikum begreifen auch so ganz gut, worum es geht. Der nach der Vorstellung noch stundenlang anhaltende Tinitus jedenfalls hat unser Bewußtsein nicht nennenswert erweitert.

Das überzogene und hysterisch wirkende Gebrüll und so manche clowneske Einlage waren ebenfalls gut – aber etwas zu ausgedehnt. „Zu viele Noten, lieber Mozart, zu viele Noten!“ Hat Kaiser Joseph II. gesagt. Verstecken wir uns mal hinter dem imperialen Purpur. Doch Sie haben uns versöhnt, Frau Gusner, mit ein paar Akkorden Laurie Anderson aus dem Off und ein klein wenig Parodie auf den Ewig Sinkenden Dampfer. Tja, und die anderen vier Vertreter der edlen Schauspielkunst? Gute Leute, gute Leute – alles was recht ist!

Herr Lüdicke war ein würdiger Partner Frau Riemanns. Herr Eng überzeugte, Herr Herrmann holte aus dem vertrockneten und einsamen Assessor Brack heraus, was herauszuholen war. Nur die Rolle, die Frau Lebinsky einnahm – es ist fast, als hörten wir Oskar Matzerath aus Danzig leise raisonnieren: „Konnt se nich, oder wollt se nich oder durft se nich?“ Frau Lebinsky, wenn es Ihr Job war, eine farblose, idealistische und verträumte Trine zu zeichnen, und sie haben DAS schauspielerisch umgesetzt, dann sagen wir Ihnen eine große Zukunft voraus. Dann sind sie fürwahr ein Schwergewicht auf den Brettern, die die Welt bedeuten.

Ist aber auch nicht gerade leicht sich zu behaupten, wenn die Sonne selbst auf der Bühne spielt. Frau Riemann, wir sind wieder bei Ihnen: Virtuosität und das ganze Spektrum Ihres Könnens prasselte auf die Zuschauer herab. So eine herrlich rauhe Stimme – dazu noch im lasziven Liegen und Rekeln vorgetragen, das haben wir noch nicht erlebt! Doll! Das Einzige, was uns betroffen machte, war, daß Frau Riemann von der ersten bis zur letzten Sekunde konsequent durch ihr Publikum hindurchsah. Warum nur? Frau Riemann, dieses Publikum liebt Sie ganz offensichtlich. Der acht Minuten anhaltende Applaus galt zum größten Teil Ihnen! Da kann man die Menschen doch wenigstens einmal mit Ihren herrlichen, ausdrucksvollen Augen anschauen, oder nicht? Frau Riemann, der alte Faun, der im präden; paulinisch deformierten Abendlande müde geworden ist, DER kam Ihretwegen. Ehrlich! Und Sie haben ihn nicht enttäuscht. Das konnten Sie gar nicht. Sie haben ihn glücklich gemacht. Dafür sagt er Ihnen ganz artig ein leises „Danke schön!“

Irische Märchen in deutschem Kirchlein

K.K.Bajun

Du kleines, vergessenes Kirchlein von Meßdunk – welch ein Charme strahlt an diesem Abend von deinen welken Mauern mit dem verwitterten Innenputz ab! Obschon stark beschädigt, trägt dieser Putz noch immer eine herrliche Ornamentmalerei. Die Apsis wird überkrönt von einem überwältigenden, blauen Sternenhimmel. Von der Kanzel herab hält ein Arrangement Sommersträucher eine stumme und doch so ergreifende Predigt. In den Fensteraugen stehen Kerzen und senden ihr schwaches Licht durch Efeuranken hindurch in einen grau-verregneten Sommerhimmel. Verwunschen ist die Atmosphäre – ein Anblick wie aus dem Feenreich.

Drinne aber, im Kirchlein, drängen sich am 16. Juni 2006 die Besucher der Veranstaltung „In Gärten gelesen“ des Brandenburger Theaters.

Der Brandenburger JustKultur-Verein stellte als Mitorganisator und Pächter des Kirchleins die Kirchenschlüssel zur Verfügung. Marion Wiegmann liest „Irische Märchen“. Das macht neugierig: Irland, die Grüne Insel, letzte Bastion der Kelten Europas, Land der Feen und Feldgeister und Riesen, bis in die Knochen hinein durchmissioniert von St. Patrick und doch – die Feen und Elfen halten noch immer das Szepter in Händen. Nirgends ist man der Anderswelt näher. Frau Wiegmann liest mit kraftvoller Stimme und zieht die Atmosphäre der alten Iren in das Schiff des Kirchleins von Meßdunk. Drei Vollblutmusiker begleiten sie mit irischen Weisen: Gabriele Knobloch auf der Violine, Jan Pribbernow auf der Gitarre und Sebastian Pietsch mit dem Fagott und der Irish Whistle. Von der Empore herab sieht das leere Orgelprospekt auf das Geschehen herab und wundert sich über die fremden Klänge voller Feuer und Rhythmus.

Voll fleischiger Wucht ist die Sprache der Stücke, die Frau Wiegmann für ihren Vortrag erwählte. Im „Mitternachtsgericht“ streiten sich ein junges, lediges Mädchen und ein alter gehörnter Zausel vor einer Feenrichterin um ihre Rechte. In „Finns Kampf mit dem Riesen Kukulini“ rettet eine clevere Ehefrau ihren Mann aus höchster Bedrängnis. Ein altes europäisches Märchenmotiv, unzählige Male kolportiert von anderen Nationen – aber in dieser archaischen, anrührenden Form etwas ganz Besonderes.

Frau Wiegmann versteht es überzeugend, mehreren Charakteren gleichzeitig ihre Stimme und Gestik zu leihen. Mag man vier Jahrzehnte kommen und gehen gesehen haben – es ist egal – hier wird man wieder das Märchen hörende Kind. Mitgerissen vom Geschehen der Handlung und den irischen Klängen erfüllte donnernder Applaus das kleine verlassene Gotteshaus. Gewiß, in einer Kirche soll man nicht klatschen. Aber wie zitierte die Sprecherin eine irische Weisheit: Meine Meinung, Deine Meinung – und zum Teufel damit!

Auch der große Laubbaum, der die Kameradschaft des Kirchturms sucht, eng an ihn geschmiegt, wird gelauscht haben. Und gefallen hat es ihm gewiß so sehr wie uns. Jedenfalls schien das die Nachtigall herauszuträllern, die das Publikum an der Kirchenpforte empfing. Als unser Wagen über die Dämme inmitten der im Abendnebel ruhenden Teiche vor Meßdunk heimwärts fuhr, als finstere Laubwälder und dunstige Plane-Auen an den Fensterscheiben vorbei glitten, da stand fest, daß die Feenwelt auch bei uns noch nicht zur Gänze verschwunden ist. Wir bedanken uns für diese Erkenntnis bei den Damen Wiegmann und Knobloch, bei den Herrn Pribbernow und Pietsch, sowie bei den Veranstaltern für ein kulturelles Kleinod, und wir versichern dem Kirchlein von Meßdunk: Etwas so Pittoreskes, Hübsches und Anziehendes wie du kann gar nicht vergessen werden! Mögen deine Mauern noch vielen froh gestimmten Menschen schöne Stunden bereiten!

Kabale und Liebe

Ein Drama von Friedrich Schiller gegeben am Brandenburger Theater

K. K. Bajun

Klassiker! Gebt uns unsere Klassiker! Spielt sie wieder landauf, landab: Schillern und den Großen Unbekannten von Stratford upon Avon, führt die Opern von Händel auf und die von Carl Maria von Weber! Ach, wir haben einen solch gewaltigen Schatz an überragender Kultur – und dürfen ihn so selten nur betrachten...

Wußten Sie, daß Friedrich Schiller sein Stück ganz einfach nur „Luise Millerin“ nannte? Erst der große Iffland soll ihm seinen heutigen, weltberühmten Titel gegeben haben: Kabale und Liebe.

Das Brandenburger Theater brachte das Trauerspiel um die unerfüllte Liebe zwischen der Geigerstochter Luise Miller und dem Präsidentensohn Ferdinand von Walter im März 2006 wieder zur Aufführung. Das ist begrüßenswert. Ach, meine Lieben, ein Klassiker auf der Bühne, dargebracht von Regisseuren und Bühnenbildnern, die nicht am Wahnsinn der Profilneurose kranken, die keine abstrakte Kunst auf die Bretter nageln, welche doch die Welt bedeuten sollen – das ist beinahe so selten geworden, wie ein Regenguß in der Wüste Gobi.

Uns ward dieses Wunder zuteil. Wir schwenken den Dreispitz und danken ergebenst. Das Ensemble des Hans-Otto-Theaters gastierte. Wir möchten gerne glauben, daß den Potsdamern das Spielen an der Brandenburger Dichterinsel Freude macht – ihr Stammhaus in der Landeshauptstadt ist zumindest von außen wenig reizvoll.

Das Stück selbst war gelungen. Die sparsame, an den Stil der Handlung angepaßte Kostümierung und Bühnenausstattung waren wohltuend und lenkten die Aufmerksamkeit auf das Thema. Wir gratulieren dem Spielleiter zu seinem für heutige Zeiten geradezu mutigen Entschluß, auf skurrile Effekthascherei vollständig zu verzichten, wie sie uns an so manchen westdeutschen Bühnen unter dem Mantel des Avantgardismus entgegenwidert.

Der von uns sehr geachtete Mime Herr Röhrig brillierte in seiner Rolle als Stadtmusikus Miller. An ihm ließ sich am besten studieren, was seinen Kollegen im Ansatz fehlte, deren schauspielerische Leistung desungeachtet als sehr ordentlich und solide zu bezeichnen ist. Das Handwerk ist ihnen allen zu Eigen. Aber da ist noch dieser kleine Sprung, diese Winzigkeit, dieses kaum Greifbare, was aus dem Handwerk die Kunst macht: es ist die Atmosphäre! Schillers Stück brodelt vor Dramatik. Und diese Spannung muß aus dem Spiel herauswachsen, hervorbrechen... Allzuoft hatten wir das Gefühl, daß ebenjene Dramatik zu sehr in das Stück hineingepreßt wurde.

Unser laienhafter Rat sei: Etwas mehr Theatralik! Wir sind im Theater! Hier ist es erlaubt. Hier ist es erwünscht. Hier ist es vonnöten! Lieber Regisseur, liebe Schauspieler: Seht auf die Amphitheater der alten Griechen! Seht auf die Großen der Bühnenkunst, bevor die bewegten Bilder auf Zelluloid andere Maßstäbe zu setzen suchten! Diese neue Meßlatte mag ihre Rechtfertigung finden – aber eben im Kino, nicht bei Euch!

Sehen Sie – der große Siegfried Jacobsohn möge uns auf die unberufenen Pfoten hauen, wenn wir Unsinn schreiben – aber ein Schauspieler sollte doch noch etwas mehr in sein Spiel geben als seine „Rolle“! Da muß auch seine Persönlichkeit mit rein, denn gerade sie könnte das berühmte

Sahnehäubchen sein – das Einmalige, das Unkopierbare. Tut er das, dann reiht er sich ein unter die Großen seiner Zunft. Monsieur Depardieu mag geben, wen er will – er bleibt der Monsieur Depardieu. Bruno Ganz, David Bennent, Mario Adorf, Klaus Maria Brandauer – das sind Sterne am Schauspielhimmel, die genau diesen Sprung schafften.

Doch damit sei es auch schon genug der vorwitzigen Beckmesserei. Im Angesicht einer so respektablen Leistung steht der Kritik nicht viel Raum zur Verfügung. Uns gab die Begegnung mit Schiller viel – was auch denen Jugendlichen zu wünschen wäre, die von ihren Schulen in das Brandenburger Theater delegiert wurden und die den Wert ihres Entree-Billets wohl nur ermessen könnten, wenn er ihnen als Klingelton auf dem nicht abgeschalteten „Handy“ an die Ohren dränge.

Vom Brandenburger Theater aber wünschen wir uns noch recht viele solcher Inszenierungen, über die schreiben zu dürfen der durchaus angenehme Teil unserer manchmal recht sauren Profession ist.

Königsblau im Opernpalais

Eine Theatervorstellung der Extraklasse

K. K. Bajun

Das Leben eines Rezensenten ist oft sauer Wein und trocken Brot. Doch manchmal, so ab und zu, da bricht die Sonne durch und es wird einem warm ums Herze, wenn man die Feder ins Tintenfäßchen tunkt und die Erinnerungen Revue passieren läßt.

Unter den Linden, in der Hauptstadt nobler Mitte, dort, wo Berlin am ursprünglichsten, am authentischsten ist, just dort wurde verwichenen Sonntag ein Stück gegeben, welches dem Kritiker ein glückliches Lächeln auf die Seele zaubert. Das Opernpalais Unter den Linden lieh seinen Prinzessinnensaal der Aufführung eines Preußenkrimis des unseren Lesern sicherlich wohlbekannten Autoren Dr. Tom Wolf. Ja, darauf haben wir uns gefreut wie ein kleines Kind auf den Weihnachtsbaum. Und mit genau denselben großen, staunenden Augen nahmen wir wahr, was sich bot.

Ach, das Ambiente ist köstlich! Ein apartes Haus, fürwahr. Aufgehoben die alte Theatertradition: hier Bühne – dort Zuschauerraum. Die Mimen spielten das Stück zwischen den an festlicher Tafel schmausenden Gästen.

Nun ist es von Vorteil, wenn man sich bereits mit den Werken des Herrn Wolf vertraut gemacht hat. Dann nämlich weiß man, daß in ihnen Kriminalistik und Haute Cousine Hand in Hand gehen. Als Hauptfigur tritt uns der Zweite Hofkoch Friedrichs des Großen, Monsieur Langustier entgegen, dessen detektivische Ambitionen ihn immer wieder vom Royalen Herdfeuer weg zu den Schauplätzen des Verbrechens führen, wohl ausgestattet und versehen mit dem Permiss seines königlichen Chefs.

Und so tritt uns das Stück als eine entzückende Gesamtkomposition entgegen, zu gleichen Teilen komponiert aus dem Genuß fürs Auge und dem für den Gaumen.

Wie bemüht erscheint uns im Angesicht dieser superben Mischung aus Tafelfreuden und Schauspielkunst die sogenannte „Event“ – Kultur Berlins, die sich mit immer neuen Sensationen und „Attraktionen“ eines zahlenden Publikums versichern will! Hierher der Blick! Im Opernpalais wurde die

Maßschnur ausgelegt, für das, was wirklich nobel und gehaltvoll ist. Die Schauspieler waren formidabel – allesamt. Friedrich II. von Preußen, gespielt von Herrn Christoph Gottschalch, ... – das war der König! Wir, die Nachgeborenen, die ihm, unserem Großen Landevater nurmehr vor seinem Denkstein auf der Terrasse von Sanssouci und in unserem täglichen Handeln die Reverenz erweisen können, fühlten, wir seien IHM begegnet. Seine Rolle verkörperte eine der „realen“ Personen der Handlung.

Doch der Autor spielt geschickt und amüsant mit dem Geflecht von Fiktion und Wirklichkeit. Honore Langustier (Herr Peter Grünig – Sonderapplaus!) gehört zu den „Erdichteten“. Er teilt dies Schicksal mit beinahe allen berühmten Detektiven der Weltgeschichte, die uns an ihre Abenteuer fesseln.

Desungeachtet präsentierte auch diese Figur sich so überzeugend, so brillant, daß der leise Zweifel offenblieb, „ob nicht am Ende doch alles so gewesen sei“.

Ach, das hätten Sie sehen sollen: Wie er hereinquirlte, der Straßburger Koch, an der Hand die quietschlebendige, verführerische Tochter Marie (Frau Daniela Frezzato). Voll elsässischer Lebendigkeit waren die beiden. Ihre Dialoge ein flüssiges Durcheinander von Französisch und Deutsch. Waren das etwa echte Refugees?

Wo nicht – nominiert sie für die Gründgens-Medaille! Herr Ganz, lassen Sie die beiden den Iffland-Ring schon mal Probe tragen! Das war begeisternd. Ja, so haben wir uns den Monsieur Langustier vorgestellt – na, vielleicht eine Spur behäbiger, gesetzter, bedächtiger – aber das Gebäude der Phantasie erbaut nun einmal jeder Leser für sich selbst und richtet sich darin ein. Die Spielleitung und die Mimen aber haben ein Recht auf ihre souveräne Interpretation – und für dieses Privileg haben sie Ehre eingelegt.

Des Königs Freund und Vertrauter aus Rheinsberger Tagen, der Monsieur Jordan (Herr Peter Drescher) – eigentlich die Rolle des Chefs pro forma, der an der Seite des überragenden Intellekts zum hilflosen Adlatus verkümmert – auf der Bühne des Prinzessinnensaals jedenfalls hat er sich glänzend in gleich zwei Besetzungen behauptet.

Maries Zukünftiger – der Graf von Beeren, Herr Eckhard Ischebeck, spielte ebenfalls eine Doppelrolle, (wie auch der König übrigens): Einmal den Publikumsliebling, den Beau, den Everybody's Darling und dann den abgewrackten, zum Räuber degradierten Soldaten – Klio mag wissen, welche Herausforderung die Schauspielkunst an eine so diametrale Rollenzuweisung stellt. Wo nur hat die ProDacapo Theaterproduktionen Berlin e.V. ein solches Ensemble von Könnern rekrutiert? Teufelskerle!

Mehr noch: Die Handlung eines Buches auf wenige Stunden herunterzukürzen, ohne dem Werk an Substanz zu nehmen – Donnerwetter! Ganz famos! Wir hatten das Publikum gut im Sichtfeld. Ein auf Dauer angelegtes Lächeln umspielte die allermeisten Mimen.

Dieses befreite Lachen, wenn die Leute wieder einmal eine der wahrhaft intelligenten und humoristischen Anspielungen des Autors aufgenommen und reflektiert hatten... Die Spannung auf den Gesichtern – nee, gelangweilt hat sich wohl keiner an diesem Abend am cöllnischen Ufer der Spree!

Übrigens: Im näheren Umfeld des Opernpalais' liegen die Originalschauplätze der Handlung – wenn auch in zwischenzeitlich etwas veränderter Form. Das würzte das Schauspiel, das gab dem Ganzen einen weiteren, geradezu sublimen Reiz!

€ 69,- ist ein Billet wert – und das Cent für Cent. Ja, ja – ich höre Sie ächzen: Ein stolzer Preis! Doch bedenken Sie: Das Opernpalais Unter den Linden ist die in klassizistische Form gegessene Antithese zum weit, weit stromabwärts gelegenen Ohnsorgtheater. In diesem Hause, in der Nachbarschaft von Zeughaus und Prinz-Heinrich-Palais, Staatsoper und „Kommode“, dem Dome gegenüber, haben wahre Kunst und feiner Esprit eine Heimstatt.

Ein lichter Stern an Preußens Autorenhimmel und eine hervorragende Schauspielertruppe sind ihren Besuchern ein wehrhafter Schild gegen flache Anzüglichkeiten, dußlige Verwechslungsspäßchen und schalen Humor. Die Damen und Herren Gastronomen servieren dazu königliche Tafelfreuden.

„Sekt oder Selters!“ ist ein Leitmotiv unseres Chefredakteurs. Mögen wir Preußen auch für die Spartaner des Nordens gelten – ab und an muß Schaumwein perlen! Gäbe es eine vorzüglichere Gelegenheit, als an einem „königsblauen“ Abend im Herzen der Hauptstadt zum Schauspiel brillanter Mimen Mousse und Kaninchenkeule, Eiscrème und Schokolade zu genießen?

A votre santé, Mesdames e Messieurs! Merci! C'était tout très bien!

Opernpalais Unter den Linden

Unter den Linden 5

10117 Berlin

Telefon: 030 20268-3

Fax: 030 2044438

E-Mail: info@opernpalais.de

Termine: 29. Oktober, 12. und 26. November, 10. und 23. Dezember 2006, 14. und 28. Januar, 11. Februar, 11. und 25. März 08 und 29. April 2007

Preis pro Person: € 69,00 inklusive Drei-Gänge Menü

Einlaß: 18:30 Uhr, Beginn: 19:00 Uhr

Das dem Stück zu Grunde liegende Buch „Königsblau – Mord nach jeder Fassung“ von Herrn Dr. Tom Wolf ist erschienen im be.bra Verlag Berlin und kostet € 9,90

Mein Nachbar Ameise

Ein Stück von Herrn Georg Hermann, vorgetragen in der Reihe „Märkische Leselust“ des Brandenburger Theaters am 14. Mai 2006

K. K. Bajun

Am Ende ließ Herr Röhrig die Katze aus dem Sack: Mit der Lesung des A Stückes „Mein Nachbar Ameise“ ist die Reihe „Märkische Leselust“ fürs Erste abgeschlossen. Es geht in die Sommerpause. Das stimmt wehmütig. Ist doch die „Märkische Leselust“ eine der apartesten Inventionen des Brandenburger Theaters.

Nichtsdestotrotz – ein gutes Ereignis wird oft mit einem Feuerwerk beendet. Herr Röhrig, Frau Weißenborn, Frau Herzog am Spinett und Frau Winkler an des Königs geliebter Querflöte ließen es noch einmal funkeln, brannten ein Feuerwerk voll subtilen, köstlichen, dennoch leisen und intelligenten Humors ab, illuminierten es mit Musikstücken Händels, Quanzens, des Königs und Des Meisters J. S. Bach. Das kleine Foyer gab die Bühne, wie immer durch die riesige Glasfront in die malerische Frühlingslandschaft vor der neustädtischen Stadtmauer nahtlos übergehend.

Draußen wie drinnen Frühling. Das Sujet war trefflich gewählt: Herrn Hermanns Stück um den greisen Lordmarschall Keith, Nachbar und Freund Friedrichs des Großen. Dieser sitzt nun im Frühjahr des Jahres 1760 in seiner Villa, von seiner Heimat Schottland exiliert, voller Sehnsucht nach seinem geliebten Valencia in Spanien, umgeben von seinem kleinen Hofstaat, der da hauptsächlich besteht aus dem greisen türkischen Diener Ibrahim und seiner Pflögetochter Emine. Letztere ist die Tochter eines türkischen Paschas und Generals, der in der Ukraine im Kampf gefallen ist und die anfänglich von des Lordmarschalls bei Kunersdorf verunglückten Bruder aufgezogen wurde.

Blitzgescheit und bildhübsch verzaubert die Orientalin die Herzen der preußischen Officiers in der Residenz. Das will nun dem alten Herren gar nicht gefallen und so faßt er den Entschluß, sich auf seine alten Tage noch einmal zu verheiraten – mit der Pflögetochter. Er will sie sicher und abgesichert wissen: Vor seinem Ableben vor den Nachstellungen der feschen jungen Leutnants und Capitäns, nach seinem Dahinscheiden soll sie wenigstens sorgenfrei leben können. Er liebt das Mädchen wirklich. Doch diese hat ihr Herz schon vergeben. Just an einen dieser Herzen brechenden Capitäns der friderizianischen Armee, die der alte Lordmarschall so fürchtet.

Sein Nachbar, der König, dessen Auge wie immer nichts entgeht, sieht's und schmunzelt und begleitet das Geschehen wie gewohnt mit seinen spitzzüngigen, bissigen und feinironischen Kommentaren. Herrlich! Der Autor verwendet einige Originalbemerkungen, die er allerdings so geschickt einflücht, daß sie keineswegs aus dem Zusammenhang gerissen erscheinen. Es geht auch nicht anders. Friedrichs Witz hat ein unkopierbares Alleinstellungsmerkmal, und das ist – Friedrichs Witz!

Das ganze Stück atmet seinen Geist. Leise, unaufdringlich, fern aller Platttheit – ach, uns wird das Herz warm. Herr Röhrig brilliert wie immer, Frau Weißenbach hat hie und da einige Textunsicherheiten, die jedoch nicht störend ins Gewicht fallen. Ganz im Gegenteil, die Atmosphäre wird sogar etwas patiniert. Beider Dialektbeherrschung ist wunderbar. So können sie sich die verteilten Rollen einander zuspielden, jeder aufgrund der fünf handelnden Personen jede Rolle besetzen. Exklusiv aber gab Frau Weißbach den Friedrich, Herr Röhrig den alten, mürrischen Diener Ibrahim – es war superb. Wir werden die Mimen und ihre „Märkische Leselust“ vermissen und wünschen uns ihre baldige Wiederkehr auf die Brandenburger Bühne.

NVA

Ein Film von Herrn Leander Haußmann

K. K. Bajun

Wieder einmal hat der deutsche Film unter Beweis gestellt, daß Totgesagte länger leben. Da ist etwas sehr, sehr gutes auf die Leinwand gekommen. Herr Haußmann jun. hat den Scheinwerfer seines exquisiten Witzes und seines scharf beobachtenden Auges auf ein Sujet geworfen, das den meisten gedienten „DDRlern“ in höchst unangenehmer Erinnerung sein dürfte: die Zeit bei der NVA.

Die Nationale Volksarmee...fürwahr – ein skurriles Objekt der deutschen Geschichte! Seit sie aus den Einheiten der Kasernierten Volkspolizei hervorgeschlüpft kam, vegetierte sie als Blinddarm der großen, unbesiegbaren Roten Armee dahin, entmündigt und bestimmt, im

Kriegsfälle das Opfermaterial zu stellen, zum Verheizen durch den Feind gedacht, bis sich der „Große Bruder“ zum Gegenschlag organisiert hätte. (Der Bundeswehr indeß wäre dasselbe Schicksal beschieden worden.) Seit dem legendären Catch #22 des Joseph Heller wissen wir nun, daß keine Armee dieser Welt bei genauerer Betrachtung allzustark von einer Kasperleibühne differiert. Was dort an verbogenen Charakteren zur Darstellung gelangt, wie das auf normale Menschen trifft, denen unter den Bedingungen der Freiwilligkeit niemals in den Sinn gekommen wäre, die eigene kostbare Lebenszeit an dieses Affentheater zu verschwenden – das ist allemal eine Erzählung wert.

Wobei wir bei der Kernfrage angelangt sind, die den Film Herrn Haußmanns berührt: Wen hatte der Regisseur als Zielgruppe im Auge gehabt? Wenn wollte er erreichen? Hier wird es wirklich knifflig. Sollte der Westen über die doofen Brüder aus dem Osten lachen, die von der Geschichte überrollt wurden? Nein, mit Sicherheit nicht! Dazu ist „NVA“ zu feinfühlig, zu hintergründig, zu sensibel.

Der absoluten Mehrheit der westelbischen Jauch-Marionetten fehlt einfach der Sinn, die Erfahrung – und vor allem: die DDR-immanente Kunst, zwischen den Zeilen zu lesen. Der gebildete Rest wird andere Sorgen haben. Und zum reinen Amüsement taugt das Thema wenig. Im Übrigen: Wer immer auf das schmale Brett kommt, den Nachkriegsstreifen „08-15“ als Vorgänger von „NVA“ anzusprechen, der irrt gewaltig.

Natürlich bemühte auch „08-15“ sich verhalten, den Barras in seiner sinnlosen Dummheit widerzuspiegeln. Dennoch, hier stand der Rezipient von vornherein fest: Der einfache Landser sollte sich verstanden fühlen. Ihm, dem oft unfreiwilligen Opfer, sollte ein heroisches Denkmal gesetzt werden.

Genau hier aber streicht Herr Haußmann dieses zu oft zur Selbstentschuldigung mißbrauchte und verlogene Konzept konsequent durch. Außer den Koslowski Remarques kennen wir kaum heroische Soldaten. Opfer ja. Aber es sind hilflose Menschen – hineingeraten in ein Räderwerk, das sie von Herzen fürchten und verachten. Dieses Räderwerk, dieser unheilvolle Mechanismus hat viele von ihnen überrollt, der böse Kasper Kommiss hat junge Menschen allzuoft in ihrem Wesen verändert – und nur sehr selten zum Positiven.

Genau das arbeitet Herr Haußmann mit stilsicherer und ruhiger Hand heraus. Prim, Sekund, Terz, Quart – es sind feine, zisierte Hiebe, die der Regisseur den Dummköpfen von damals versetzt. Zurück zu unserer Frage: Für wen? Für die hohlen und ewigen Kommisköpfe kaum. Die werden wenig Lust verspüren, in den sauber geschliffenen Spiegel zu schauen, der sie in all ihrer dumpfen Blöðheit reflektiert, gegen die schon Herr Tucholsky mit nadelspitzer Feder zu Felde gezogen ist.

Was ist mit den Soldaten, den einfachen Muschkoten? Die Gefreiten, die EKs von damals? Was ist mit denen? Wir sehen sie im Kinoparkett. Was mag ihnen durch die Köpfe gehen? Erfassen sie die Botschaft des Streifens, oder lachen sie nur verlegen über das, worüber sie damals Sturzbäche heulten, was sie hat vertieren lassen?

Leider, leider: die letztere Vermutung scheint sich zu bestätigen. Da sitzen sie in Begleitung ihrer Frauen, weisen mit dem Zeigefinger auf die Leinwand, pränzen, grinsen, tuscheln – der Film ein prolongierter „Herrenabend“ am Grill, an dem die ollen Kamellen und üblichen Possen aus der Dienstzeit wieder und wieder bemüht werden. Die Frauen sind so unsagbar stolz auf ihre Töffel, wie sie da nach dem Abspann im Foyer noch schwadronieren.

Heimlich scheinen sich einige von ihnen so manchen sorgenfreien Abends in den Armen eines Anderen zu entsinnen – die Kaserne bot sicheren Schutz gegen unliebsame Überraschungen... Nur manche schauen geistesabwesend in die Ferne, ihre Männer an der Hand sehen betreten und still nach unten. Es ist vorbei!

Ist es das wirklich? Ist es das wirklich und wahrhaftig? Wir haben Grund, daran zu zweifeln. Das setzt sich fort – in welcher Gesellschaftsordnung auch immer. Das ist ewig. Die Archetypen sind zäh. Sie suchen und besetzen andere Nischen und fahren dort fort, ihren Mitmenschen zur Last zu fallen. Wir sehen die Centurionen von damals vor uns und vergleichen sie mit dem, was heute aus ihnen geworden ist: Wendehälse, die darum kämpften, in die Armee des ehemaligen Todfeindes übernommen zu werden, die um jeden Pfennig ihrer Rentenansprüche in Westgeld erbittert fechten, in Geschäftsführer von Detekteien und Security-Büros, in Abteilungsleiter und kleine bissige Köter. Und wir schütteln uns.

Vielleicht ist das Werk aber auch für andere Zeitgenossen gedreht worden. Für die ganz normalen Menschen, die mit der DDR verbandelt waren – ob sie das wollten oder nicht. Und die diese DDR zu ertragen hatten mit all ihren aberwitzigen Paradoxa, die nirgends so scharf gebündelt unter dem Mikroskop lagen, wie eben bei den bewaffneten Organen. Unter denen nahm die NVA und die Bereitschaftspolizei noch eine Sonderrolle ein. Rekrutierte sich ihr Bestand doch aus den „janz Überzeuchten“, oft Längerdienenden und der gepreßten Masse, denen der Laden entsetzlich stank.

Das Spannungsfeld zwischen diesen beiden Welten wurde mit anatomischer Präzision von Herrn Haußmann herauspräpariert. Die Darsteller, mit denen er die verschiedensten Charaktere und Rollen besetzte, konnten nicht besser gewählt sein. Das waren die Antipoden der Schlierenkomödianten aus den unerträglichen Seifenopern des modernen Vorabends. Das waren Könner. Allesamt! Wer mit den Verhältnissen der NVA nicht vertraut ist, dem sei gesagt, daß der Film kaum zum Mittel der Karikatur griff. Die NVA war sich selbst Karikatur genug. Eine Überzeichnung der Geschehnisse war nicht mehr vonnöten. Man kann nicht einmal sagen, daß situative Schnappschüsse aus vielen Kasernen vor dieser einen Kulisse komprimiert wurden. Ein einziges Regiment reichte zu diesem hirnlosen Mummenschanz dicke aus!

Das Lächerlichste aber war, daß sich die NVA intern und hinter vorgehaltener Hand als legitime Tochter der Großdeutschen Wehrmacht begriff. Sie lachen? Na, schauen Sie sich doch mal die Uniformen an, den Stahlhelm, den die Wehrmacht einzuführen im Begriffe stand – wäre da nicht das Kriegsende gewesen.

Erinnern Sie sich der albernen Sitte selbst höherer Chargen, sich den Mützenschirm über der Stirn nach oben zu biegen, was zwar offiziell verboten war, nichtsdestotrotz vehement betrieben und nur höchst halbherzig sanktioniert wurde? Klingt nicht noch das kernige militärische Liedgut in Ihren Ohren, deren Melodie nur allzuoft mit einem angepaßten Text unterlegt wurde? Dröhnt nicht die Straße Unter den Linden noch immer vom Stechschritt der NVA während der Wachablösung!

Diese Armee hatte sich nicht deutlich genug von ihrem Vorgänger distanziert. Gewollt? Ungewollt? Das mögen die Historiker entscheiden. Das ist nicht unser Anliegen. Unser Anliegen ist, diesen Film zu empfehlen – allen, die ein waches und kritisches Auge haben und die stolz darauf sind, ihren persönlichen Geist und Esprit bewahrt zu haben, selbst durch die Zeiten des „Ehrendienstes“ hindurch.

Ortsnamen in Berlin und Brandenburg

von Herrn Reinhard. E. Fischer

K. K. Bajun

Zum Jahreswechsel 2005/2006 brachte der be.bra-Verlag ein Standardwerk heraus, welches einmal mehr den feinen Sinn der Berliner Verlagsleute für kleine Preziosen unterstreicht. „Die Ortsnamen der Länder Brandenburg und Berlin; Alter – Herkunft – Bedeutung“ heißt das Werk. Für jeden an seiner Heimat ernsthaft Interessierten ist es ein unbedingtes Muß. Kurz und knapp werden 3897 Ortsnamen aus dem Raum zwischen Elbe und Oder auf ihre etymologische Bedeutung und Herkunft abgeklopft und vorgestellt.

Dem Ortsnamen folgen die Ersterwähnung mit Jahreszahl und Erwähnungsform, Herkunft und Deutung. Der anschließende Verweis auf die Quellen authentifiziert die Seriosität des vorgelegten Werkes.

Bestechend ist die streng wissenschaftliche Vorgehensweise, die für uns Laien so manche Überraschung und oft auch einen Abschied von liebgewordenen Herkunftsdeutungen mit sich brachte, dennoch aber sehr häufig einen Aha-Effekt nach sich zog. Sicher, das Benennen Potsdams nach einem frühen lokalen Chieftain namens Postampim ist weitaus nüchterner als die romantische Deutung „Unter den Eichen“, was sich mit Pod Dubimi anböte. Zumal sich die Frage auf tut, wie die Eltern jenes Herrn Postampim seinerzeit wohl den Namen ihres Sprosses beim lokalen Standesamt durchgekriegt haben. Auch die Siedlung Lehnin, die slawische Hirschkuh Jelenia, verdankt demnach ihren Namen eher einem lokalen Platzhirschen auf zwei Beinen namens Len (Faulpelz).

Nun ja, wir müssen wohl damit leben. Unseren Herrn Schriftleiter schmerzte es in der Seele! Iist er doch ein eingeborener Sohn des Klosters Unserer Lieben Frau am See zu Lehnin in der Mark und empfindet das Attribut seines frühen Bürgermeisters wenig schmeichelhaft.

Doch das Buch bietet dem vorgebildeten und geschichtlich interessierten Amateur weitaus mehr, als nur die Deutung verschiedener Ortsnamen. Vor uns liegt ein historischer Besiedlungsatlas, der in der Darstellungsform lediglich auf kartographische Elemente verzichtete. Das mindert jedoch nichts an seiner generellen Aussagekraft.

Und so erscheinen auf 223 Seiten die spannendsten und aufregendsten Epochen der uns bekannten märkischen Geschichte. In einer Zeit, da mit Schrift und Urkunden sehr viel sparsamer umgegangen wurde als heutigen Tages, erlauben die auf uns überkommenen Orts- und Flurnamen noch immer tiefe Einblicke in die Lebensweise und das Miteinander der Völker, die zu unseren Altvorderen wurden.

Dankenswert der Umstand, daß Herr Fischer sämtliche bekannte Wüstungen und aufgelassene Ortschaften mit einer Gründlichkeit einbezog, die – soweit wir das mit dem uns zur Verfügung stehenden Material abzugleichen in der Lage sind – beispielhaft ist. An dieser Stelle wäre allerdings die Unterstützung durch kartographisches Material wünschenswert, um die auf modernen Karten nur noch höchst unzulänglich dokumentierten Lokalitäten besser nachvollziehen und einordnen zu können. Selbst auf Umbenennungen, die viele Orte im Laufe ihres Bestehens erfahren mußten, wird detailliert eingegangen und sogar der Grund für die neue Namensvergabe angeführt. Im Vorwort und in den nachgestellten Erklärungen führt das Buch den Leser in die Genese der Ortsnamen und den ihnen zugrunde liegenden, ableitbaren Bildungsregeln ein, ohne ihn

dabei von der obligaten Fachsprache zu überrollen. Resümierend läßt sich feststellen: Diese Anschaffung ist eine Bereicherung einer anspruchsvolleren Bibliothek und empfiehlt sich uns zumindest für den beinahe täglichen Gebrauch. Wir gestatten uns, den verehrten Autor abschließend auf weitere Objekte seines Forschungsgebietes hinzuweisen. Im engeren Raum der Stadt Brandenburg blieb der von den Herrn Prof. Tschirch und Grasow am Westhang des Harlunger Berges (Marienberg) bezeichnete Weiler HARLUNGATE unerwähnt. Gleichermäßen rutschte die kleine Kolonie WENDGRÄBEN am Fließchen Buckau, etwas westlich von Wilhelmsdorf, durch das Raster, obwohl sich ganz in der Nähe ein bedeutendes, sogar Wehrturm gestütztes Vorwerk der Stadt Brandenburg befand. Das ist vom etymologischen Standpunkt her gesehen sicher kein tragischer Verlust, da der Name weitestgehend selbsterklärend ist. Die Erwähnung diente nur eben der Vollständigkeit.

Das Werk weiterhin vorteilhaft zu ergänzen, regen wir an, in einem gesonderten Kapitel noch einmal speziell und näher auf prägnante Fluß- und Flurbezeichnungen einzugehen, wie das teilweise innerhalb der zu diesen territorialen Gegebenheiten gehörigen Ortserklärungen schon geschehen ist. Wir legen jedem Lokalpatrioten, der seinen Wurzeln in brandenburgischer Erde nachzuspüren wünscht, die spannende Lektüre dieses Buches von Herrn Fischer ans Herz, das unter der ISBN 3-037233-17-2 erschienen und bei jedem gut sortierten Buchhändler zum Preis von € 29,90 zu ordern ist.

Weitere Ortsbezeichnungen, deren Aufnahme in das vorliegende Werk wünschenswert wäre: Nikolskoe (B) korrekte Aussprache: ‚Nikolskoje‘, falsche, aber eingebürgerte Aussprache der Berliner: ‚Nikolskö‘, Paterdamm (PM) an der B102 zwischen Schmerzke und Rotscherlinde, volkstüml. Erkl.: der Weg der Äbte (Patres) von Lehnin zum Brandenburger Domkapitel, wahrscheinl. jed.: Paddendamm von alt ‚Padde‘, <Frosch, Kröte>?

Steinerne Spuren

eine bauhistorische Führung
durch das Altstädtische Rathaus und das sogenannte
Ordonnanzhaus der Stadt Brandenburg an der Havel

B. St. Fjollfross

Es muß so um das Jahr 1300 gewesen sein: Umgeben von hochgiebeligen, aus Lehm und Holz errichteten Fachwerkhäusern tollt ein Hund auf einer Baustelle der Brandenburger Altstadt umher. Wozu die massenhaft auf der Erde liegenden Holzrahmen mit dem darin verfüllten, noch halbfeuchten Lehm dienen, das weiß er nicht. Es ist ihm auch völlig wurscht. Er rennt einfach drüber. Ein Bauhandwerker flucht, wirft vielleicht einen Stein nach dem Vieh – aber zu spät: die Tapse ist drin. Möglicherweise haben die Bauhüttengesellen auch ganz absichtlich die Hundepfote in den Lehm gedrückt. Sollte vielleicht Glück bringen.

Wie dem auch sei: der Lehmquader wird zu einem Ziegel gebrannt, vermauert und ist jetzt ein Teil des Ordonnanzhauses der Altstadt Brandenburg. Kennen Sie nicht? Sollten Sie aber, egal, ob Sie Brandenburger sind oder nicht: Denn das sogenannte Ordonnanzhaus ist das älteste noch existierende Bürgerhaus der Mittel- und Neumark Brandenburg. Es steht neben dem Altstädtischen Rathaus der alten Chur- und Hauptstadt und soll in naher Zukunft mit diesem zum Hauptverwaltungsstandort der Stadt Brandenburg um- und ausgebaut werden.

Noch aber sieht es in den beiden Gebäuden ziemlich desolat aus. Obschon bereits vor einhundert Jahren der enorme kulturhistorische Wert beider Bauwerke erkannt wurde, mußten sie immer wieder Zeiten durchstehen, die sie aus Geldmangel, Dummheit und Desinteresse fast zu Ruinen verkommen ließen.

Das Blatt scheint sich zum Positiven gewendet zu haben. In Brandenburg besann man sich wieder darauf, daß ein Rathaus ein Rathaus ist, da haben ein Bürgermeister und seine Räte zu arbeiten, da muß es einen Ratskeller geben, einen Festsaal und überhaupt – das Ganze muß ein kultureller, ein lebendiger Mittelpunkt städtischen Lebens werden. Der verfluchte Krieg nahm uns unser Neustädtisches Rathaus, wir haben nur noch eines: also retten wir dieses!

So wurden die Architekturbüros der Damen Fleege und Oehser und des Herrn Krieg beauftragt, sich dieser immensen Aufgabe anzunehmen. Es wurde aufgemessen und geplant, gezeichnet und entworfen. Moderne Anforderungen an einen Verwaltungskomplex mußten mit dem Denkmalschutz eines so vielschichtigen Bauwerkes vereinigt werden.

Dabei ging der Herr Jens Christian Holst, ein renommierter Bauhistoriker aus Lübeck, beratend zur Hand. Mit der Verpflichtung dieses mit profundem und enzyklopädischem Wissen behafteten Herrn gelang der Stadt ein Bravourstück.

Am 11. Februar 2006 nun lud der Brandenburger Arbeitskreis für Stadtgeschichte im Brandenburgischen Kulturbund e.V. unter Führung Herrn Wolfgang Kusiors zu einer öffentlichen Begehung der beiden Gebäude ein.

Man rechnete anfangs mit etwa zwanzig Interessierten. Über Fünfzig begehrten dann Einlaß. Es wurde eng. Doch die Veranstalter stellten sich auch dieser Herausforderung. Herr Holst erklärte, Frau Fleege und Herr Krieg stellten ihre Pläne vor. Anderthalb Stunden hatte man einkalkuliert. Nach dreieinhalb Stunden wurde die Tür hinter dem letzten Teilnehmer geschlossen.

Wer an Brandenburgs Geschichte interessiert ist und nicht dabei war, der hat etwas versäumt – so viel ist sicher! Da ist eine Wand abgeklopften Putzes, darunter mächtige Ziegel, die wir spontan als Klosterformat ansprechen würden. Zugegeben – die Reihe der gemauerten Steine wirkt nicht so recht homogen. Herr Holst weist mit dem Finger auf die Bruchlinie und es folgt eine Geschichte. Der Mann liest aus dem Stein, wie andere einen Krimi: Hier war einst der Boden so und so hoch, hier war eine Tür, hier stießen einst zwei Mauern aufeinander, just hier war mal eine öffentliche Gasse, hier stand ein Ofen, und dort, im alten Wein ABC, im Erdgeschoß des Ordonnanzhauses, wo vor dreißig Jahren trinkfreudige Pärchen einen lauschigen Abend verbrachten – dort befand sich vor vielen hundert Jahren die Hauskapelle eines der reichsten Bürger der Mark Brandenburg.

In dieser Ecke stand offenbar sein Hausaltar, hier war sein Schlafzimmer, dort drüben – ja, unter jenem Gewölbejoch, da hatte er seine Gute Stube. Nebenan ein Abtritt, davor eine kleine Privatschule, wo er ungestört mit seinen Freunden dem Mete zusprechen konnte. Seine Frau hatte dort nichts verloren. Sollte sie es doch einmal vergessen haben – kein Problem: Der Hausherr hatte ein Bild mit seinem Konterfei und einem gotischen Spruchband über den Eingang gemalt – da war's nachzulesen. Wir wollen hoffen, daß die Hausfrau eine entsprechende Bildung genießen durfte, die ihr das Lesen ermöglichte. Nun, von einer Frau wissen wir, daß ihr eine ganz ausgezeichnete Bildung zuteil wurde. Sie ist derzeit die Oberbürgermeisterin

der Stadt Brandenburg und wird nach Fertigstellung der Umbaumaßnahmen als neue Hausherrin in „das Steenhus“ einziehen, wie das Ordonnanzhaus zu einer Zeit hieß, da noch niemand wußte, was eine Ordonnanz überhaupt ist. Denkbar, daß sie dann auf eine Wand schreibt, wonach andere sich zu richten haben. So ändern sich die Zeiten.

Doch zurück zum Rathaus. Herr Holst zeigt auf einige Steine und Mörtelverfugungen und erklärt stolz, er habe im Ostflügel des Hochschlosses der ostpreußischen Marienburg dieselbe maurerische Handschrift bemerkt. Kein Zweifel ist möglich. Hier war die gleiche Maurertruppe am Werke. In der Hauptburg des Deutschen Ordens! Brandenburger Bauleute! Na also! Geht doch. Da zeigen uns die Väter deutlich, wozu ein echter Brandenburger in der Lage ist. Jahrhunderte vor den Gebrüdern Reichstein ein Export Brandenburger Schaffenskraft. Wir sind ergriffen. Wir sind so stolz, daß uns der Kamm schwillt!

Nun ja, nicht alle Brandenburger waren Söhne und Töchter, mit denen die Bürgerschaft prahlen konnte: Wir sehen im alten Rathause, im Geschoß unter dem Turme einen kleinen Verschlag, kaum zwei Quadratmeter im Geviert, mit zwei Nischen, in denen noch Reste von Halseisen erkennbar sind. Die hohe Nitratbelastung im darunterliegenden Mauerwerk beweist: Die armen Teufel, die hier saßen, wurden nicht einmal zum Pinkeln losgeschossen. Sie hatten auf ihren Prozeß zu warten, der eine Etage über ihnen, im Eingangsbereich des Rathauses vor der Versammlung aller wehrfähigen Männer abgehalten wurde.

Über dem Kopf des gestrengen Richters, im Turme selbst, verwarhte der Rat feuerfest und einbruchssicher seine Legitimationsdokumente. Darüber tickte schon im Mittelalter eine Uhr. Denn der hochmögende Rat der Altstadt Brandenburg war der Herr über die Zeit innerhalb der Stadtmauern.

Geht man dem angrenzenden Ordonnanzhaus unters Dachgebälk, dann eröffnet sich dem Betrachter ähnlich Staunenswertes. Wir Laien würden in der genialen Konstruktion einen Dachstuhl erkennen. Herr Holst nannte ihn eine selbst von allen Nachfolgern während der Renaissance und dem Barock – ja bis in unsere Tage unerreichte Spitzenleistung der gotischen Zimmermannskunst. Was die Alten da schufen, läßt uns in Ehrfurcht verharren. Die gewaltigen Stämme wiegen sich noch im Sommer 1482 im Winde. Im Winter 1482/1483 wurden sie dann gefällt, zugehauen, auf der Havel nach Brandenburg gefloßt und verarbeitet. Und sie tun seit über einem halben Jahrtausend ihren Dienst...

Das muß touristisch erschlossen werden! Das muß man den Leuten einfach zeigen! Brandenburg wurde in den letzten Jahrhunderten viel genommen. Was uns blieb – das läßt uns auf Hochglanz polieren und ausstellen! Wir haben es satt, in der Ecke der Zweitligisten unter den Städten Ostelbiens herumzukrepeln. Wir sind die Dreistadt Brandenburg an der Havel, die Chur- und Hauptstadt der Mark, der slawische Fürstensitz, die Domstadt, die Hansestadt, der Schöppenstuhl, die Rolandstadt, wir sind das Kronjuwel auf dem Haupte der Mark! Wir, Brandenburg! Laßt uns endlich aufstehen und zeigen, wer wir sind! Sehen wir zu, daß wir nicht nur stolz auf die Leistungen der Mütter und Väter sind – sondern diese auch auf uns voller Stolz herabsehen können. Das ist unsere erste Bürgerpflicht!

Unter diesem großartigen Dachgebälk hatte Professor Wilhelm Fraenger in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg seinen Amtssitz. Der Große Fraenger – er war Brandenburger Stadtrat für Volksbildung und gründete die Volkshochschule. Der Mann, der das weltweit beachtetste Werk über Hieronymus Bosch schrieb, der Hercules Seghers vor dem Vergessen

bewahrte, dieser hochgebildete Mann hatte sein Dienstzimmer unter dem uralten Dach des Ordonnanzhauses. Warum hängt noch keine Gedenktafel neben der Eingangstüre? Die Damen und der Herr Architekt wagten eine vorsichtige Prognose, die uns das Jahr 2007 für eine Fertigstellung der Umbaumaßnahmen in Aussicht stellt. Wir sind gespannt, wir sind neugierig, wir werden all die Maßnahmen journalistisch begleiten. Das ist versprochen.

Wir sind glücklich über das Engagement, das auf eine schrittweise Rückbesinnung der Stadt auf ihre einstige Bedeutung schließen läßt. Wir werden noch glücklicher sein, wenn der Preußische Landbote seine Gäste in den neu entstandenen Festsaal der Bürgerschaft des Altstädtischen Rathauses führen und sagen kann: „Nun wißt ihr, warum wir hier und nirgendwo anders leben wollen.“

The Others

Ein Film von Señor Alejandro Amenábar

B. St. Fjollfross

Das ist lange her. Muß in den späten Siebzigern, frühen Achtzigern gewesen sein. So genau kann ich mich nicht mehr daran erinnern. Da gab's nur fünf Fernsehprogramme: das Erste und das Zweite Ost und neben ARD und ZDF noch das Dritte West. Ja, man sagte so: „Ost“ und „West“. Für das Dritte war dieses Attribut eigentlich überflüssig, denn es existierte kein „Drittes Ost“.

Und in diesem „Dritten West“ lief einmal die Woche, Mittwochabends glaube ich, eine Serie, die Gespenstergeschichten erzählte. Die hatten es in sich! Die waren richtig gut. Drei bis vier kurz erzählte Stories, die Mark und Bein hatten. Und sie gingen dem Zuschauer durch selbiges.

Vorbei, vorbei. Irgendwann tauchte der Name Quentin Tarantino auf, und aus war's mit dem beschaulichen Spuk. Ab jetzt wurde es blutig, schrill, pervers. Es machte einfach keine Freude mehr. Na ja, mir jedenfalls nicht. Die Gestörten mögen bei all dem, was von nun an in wahren Heerscharen den Grüften der Filmstudios entkroch, erst aufgewacht sein. Ich wurde nostalgisch.

So wie mir wird es auch anderen Menschen ergangen sein. Wir wurden erhört, als Herr Shyamalan mit „The Sixth Sense“ und später mit „The Village“ aufwartete. Keine bluttriefenden, fleischerreißenden Ausgeburten menschlicher Phantastereien wälzten sich aus dem OFF kreischend über die Horrorstreifen – hier wurde wieder psychologisch fundierte Filmkunst geboten. Man leistete Verzicht auf Ströme von Blut, oder kam doch mit einem Minimum aus. In diese Tradition hinein drehte Señor Amenábar im Jahre 2002 den Film „The Others“. „Die Anderen“ übersetzen wir den Titel ins Deutsche.

Eine junge Frau – sehr überzeugend von Frau Nicole Kidman gegeben – wohnt mit ihren beiden Kindern in einem einsamen, riesigen Herrenhaus auf einer stets nebligen Kanalinsel vor der Küste Großbritanniens. Als sich drei Dienstboten bei ihr melden, beginnen sich in dem Haus merkwürdige Dinge zu ereignen. Ein besonderer Clou der Handlung findet sich in der Lichtallergie der beiden Kinder, die erzwingt, daß sich der Junge und das Mädchen stets und ständig im Dunkeln aufhalten. Gerade mal das Licht einer Öllampe ist ihnen erträglich.

Strom, Radio, Comfort – Fehlanzeige. Die Mutter unterrichtet ihre Kinder selbst. Es geht zu wie im neunzehnten Jahrhundert. Der Vater war in den Zweiten Weltkrieg gezogen und nicht zurückgekehrt. Das Leben verläuft eintönig und äußerst isoliert. Die unheimliche Atmosphäre wird durch die gekonnt eingesetzten Kameraeinstellungen, die Lichteinfälle, lange dunkle Flure und knappe, aber bedeutungsschwangere Dialoge erzeugt. Sie geht unter die Haut.

Sieben Schauspieler – mehr nicht. Zweie davon haben nur sehr knappe Dialoge, eine redet gar nicht. Alles spielt sich im Großen und Ganzen zwischen der Hausherrin Grace (Frau Kidman), den Kindern und der Haushälterin ab. Mit knappen Strichen wird die Geschichte erzählt. Das ist Kunst!

Natürlich schuldet ein guter Gespensterfilm auch eine besondere Pointe. „The Others“ liefert derer gleich zwei! Kurz vor dem Schluß, knapp hintereinander, überschlagen sich die Ereignisse – und wenn man denkt, man hat's, dann kippt die Sache nochmal und noch fundamentaler und noch horribler – und man wird die Gänsehaut kaum noch los. Ein neuer Streifen hat sich in den Reigen der Gespensterklassiker eingereiht. Meiner nostalgischen Sehnsucht wurde glänzend entsprochen – ach, wie's mich gruselt.

Unvergleichliche Königin

Auszüge aus dem Briefwechsel zwischen Königin Luise und König Friedrich Wilhelm III. von Preußen

J.-F. S. Lemarcou

Zwei Frauen sind es an der Spitze Preußens, vor denen wir Nachgeborenen noch heute das Knie beugen – sie gleichsam als Landesmütter ansprechen – und beide heißen Luise. Orthodoxe Grammatiker mögen mir jetzt in die Feder fallen wollen: Beide Damen weilen nicht mehr unter den Lebenden – also müßte ich die Vergangenheitsform des Verbums „heißen“ wählen. Tu ich aber nicht. Denn in mir, in uns leben und wirken die beiden weiter. Die eine war die Frau des Großen Kurfürsten, Luise Henriette von Oranien, die andere war das beherzte, das herzensgute Luiseken von Mecklenburg-Strelitz.

Dem Briefwechsel mit ihrem zukünftigen Gatten Friedrich Wilhelm III. von Preußen galt die März-Soiree aus der Reihe „Märkische Leselust“ am Brandenburger Theater. Ein würdiges Thema. Etwa fünf Dutzend Menschen und ein schnarchender Mops lauschten den Ausführungen der Frau Caroline Lux, des Herrn Kay Dietrich und dem Harfenspiel Frau Cornelia Büttners. Die Texte stellte in bewährter Manier Herr Hans-Jochen Röhrig zusammen, den wir als Vortragenden wie auch als Schauspieler gleichermaßen zu schätzen gelernt haben.

Einzig die einleitenden Worte des Herrn Professor Knut Kiesant gemahnten uns an die schier endlosen Vorlesungen unserer Universitätszeit. Wir waren ernsthaft versucht, nach der Viertelstunde auf die Tische zu klopfen, was dem studentischen Beifall entspricht – oder aber der Genugtuung über die Erlösung von einem besonders gedehnten Vortrag. Natürlich muß den weniger in der Materie Befindlichen ein kurzer Ausblick in den historischen Kontext gewährt werden. Nun, wenn sich Herr Kiesant dazu verstehen könnte, Herrn Röhrig bei einem solchen Unterfangen etwas zwischen die Finger zu schauen, dann dürfte das Klopfen der Studenten nach seiner

nächsten Vorlesung zweifelsohne als eine Beifallsbekundung interpretiert werden. Die Sprache der Briefe wurde fein getroffen. Es ist die Kunst eines Mimen, seinen Zuhörer in die Welt des Stückes hineinzuziehen. Frau Lux und Herrn Dietrich gelang es, den zeitlichen Abgrund von zweihundert Jahren vergessen zu machen. Man sah die beiden Liebenden förmlich die Feder ins Tintenfäßchen tunken, man sah sie sich necken, scherzen, mitfühlen, mitleiden. Man vergaß Titel und Bedeutung der historischen Persönlichkeiten – zwei Menschen erstanden vor uns in ihrem innersten Fühlen. Und nur die häufig wiederholten Phrasen von Krieg, Feind, Ehre und Vaterland gemahnte an die seither verstrichenen einundzwanzig Jahrzehnte.

Die kindliche Naivität eines siebzehnjährigen Mädchens und ihres dreiundzwanzigjährigen Bräutigams, beide aufgewachsen in ausgesprochen militärisch geprägten Zeiten, mögen nach den Erfahrungen der Kriege des Zwanzigsten Jahrhunderts befremden – wer in der Lage ist, über die Gräben dieser völkermordenden Auseinandersetzungen hinweg in die Gegenwart der Briefeschreiber zu sehen, der wird eher gerührt den Worten zweier Menschen lauschen, die sich in voller Verantwortung schon in jungen Jahren als Landeseltern begriffen. Faszinierend erscheint uns, daß in jener Epoche der Aufklärung die Zahl der Adligen empor schnellte, die auf die albernen Animositäten ihrer Kaste piffen und sich auf ein natürliches Menschsein besinnen wollten.

Inhalt

Adam und Eva	3	Die CHarmonists	18
Adventsmusik in der katholischen Kirche „Heilige Familie“ zu Lehnin in der Mark.....	3	Die Litanei von den Gottesgaben.....	19
Beethovens Neunte im Brandenburger Paulikloster	4	Die Marienkirche und das Prämonstratenserstift auf dem Harlunger Berge	20
Beim Häuten der Zwiebel	5	Die Zauberflöte	20
Brandenburg an der Havel in alten Ansichten Band 2.....	6	Geschichten auf Gold	22
Brandenburger Landesgartenschau 2006 in Rathenow.....	7	Goldblond – verheerende Torheit	23
Caro mio ben	7	Harry Potter und der Feuerkelch – der Film.....	24
Carsten Curator	8	Hedda Gabler	25
Casanova.....	10	Irische Märchen in deutschem Kirchlein.....	26
Das Gespenst von Canterville.....	10	Kabale und Liebe	26
Das Liebekonzil.....	11	Königsblau im Opernpalais.....	27
Das Marmorpalais zu Potsdam	12	Mein Nachbar Ameise	28
Das Siebte Zeichen.....	13	NVA.....	28
Der Crako und der Gierfraß.....	14	Ortsnamen in Berlin und Brandenburg.....	30
Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod.....	15	Steinerne Spuren	30
Der Knappe des Königs.....	16	The Others.....	32
Der Laden.....	18	Unvergleichliche Königin	32